

Über weitere Indussiegel aus Vorderasien.

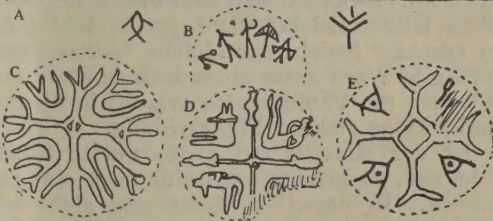
Von P. Meriggi.

Man hat schon eine Anzahl Siegel mit Indusschrift, die aus Mesopotamien stammen, veröffentlicht¹, aber m. W. sind einige weitere solcher Zeugnisse bisher unbeachtet geblieben, auf die ich nun hier aufmerksam machen möchte.

Das eine Stück ist bei Weber, *Altorient. Siegelbilder* (AO XVIII.) Nr. 176 (aus de Clercq I 26) in vorzüglicher Photographie mit der bezeichnenden Angabe „Herkunft unsicher, IV. [Jt. v. Chr.]?“ zu finden². Es handelt sich anscheinend um ein Rollsiegel, was unter dem Indusmaterial eine große Seltenheit darstellt³. Doch lassen die beiden Schriftzeichen, die darin erscheinen⁴, über die Zugehörigkeit des Siegels keinen Zweifel. Es handelt sich nämlich gerade um zwei der häufigsten Zeichen der Indusschrift: den „Fisch“ und das baumartige Zeichen, das geradezu identisch mit dem lyk. ξ ist. Die verschiedenen Varianten dieses Zeichens findet man bei Hunter, *The script of Mohenjodaro* . . . , table XI, S. 141ff. (vgl. ZDMG XII 217f., wo es mit Y oder Ψ umschrieben wurde). Auf unserem Siegel sehen wir allerdings eine neue Variante, und zwar wohl eine archaische, denn das Indusmaterial aus Mesopotamien trägt meistens einen ausgesprochen archaischen Charakter (z. B. schon die vorwiegend runde

Form der Siegel). Auch von den dargestellten Tieren ist das eine oder das andere für die Indussiegel charakteristisch¹. Dies weiter zu verfolgen, kann aber nicht meine Aufgabe, sondern nur die eines Archäologen sein, für den

1) In der Mitte unten tritt am klarsten die Verwandtschaft einerseits mit den Indussiegeln, andererseits bes. mit Nr. 6 bei Gadd hervor. Auf beiden Siegeln erscheint nämlich ein Stier vor einem runden Ding („manger or perhaps a bundle of fodder“). Bei Gadd handelt es sich um ein Buckelrind. Nun hat Weidner, *AfO XI* (1936) 265 Fn. 2 zu Abb. 6, natürlich gegenüber H. Frankfort insofern recht, als nicht jedes Buckelrind gleich nach Indien weist. Auffallend bleibt immerhin, daß auch in jener Darstellung das Rind vor einem Futtertrog steht.



In Weber 176 fällt außerdem das Nashorn auf, das, wie ich bei Frankfort, *OIC XVI* 52 n. 11, bestätigt finde, im alten Mesopotamien unbekannt war. An dieser Stelle, deren Nachweis ich der Freundlichkeit Dr. Moortgats (Berlin) verdanke, sind in Fig. 32 zwei weitere Indussiegel (ohne Legenden) aus Tell Asmar abgebildet, von denen das eine (Rollsiegel) einen Elefanten, ein Nashorn und ein Krokodil, das andere (quadratisches Stempelsiegel) ein geometrisches Muster zeigt. (Was Ägypten angeht, ersehe ich aus Weidner a. a. O. 276, daß dort vor kurzem die erste Darstellung eines Nashorns gefunden worden ist.)

Prof. W. Printz (Halle) erinnert mich in bezug auf die Gruppe „Raubvogel auf Nashorn“ an seine Mitteilung *ZDMG XI* (1933) 111f.

Die Behandlung der (nach Weber) „molchartigen“, unbestimmbaren Tiere der oberen Reihe erinnert mich an Hogarth, *Hitt. Seals* Nr. 10 und, was das Fabeltier in der Mitte angeht, an Newell 59. Ein Archäologe wird freilich leicht besseres Vergleichsmaterial heranziehen.

1) s. vor allem C. J. Gadd, *Proc. Brit. Acad. XVIII* (1932) 191—210. Eine Zusammenstellung der Legenden von acht der dort erwähnten, früher bekannten Stücke gibt G. R. Hunter, *JRAS* 1932, S. 484.

2) Außerdem betont Weber S. 45, daß das Stück „ganz für sich steht“.

3) Die einzigen sicheren Beispiele stammen nicht aus dem Indusgebiet selbst, sondern aus Susa (eins) und Mesopotamien (drei), s. Gadd a. a. O. 203f. Über die fünf angeblichen Rollsiegel aus Mohenjodaro s. auch Hunter, *JRAS* 1932, S. 467, sowie Verf., *ZDMG XII* (1934) 222.

4) Links und rechts wiederholt wie das Ganze, das übrigens nur im mittleren Teil genau symmetrisch ist, s. Abb. A (ich gebe flüchtige Skizzen, die nur das Verständnis der folgenden Ausführungen erleichtern sollen). Zur Hervorhebung beider Schriftzeichen habe ich sie noch einmal unter dem Siegel A für sich allein gezeichnet (links und rechts von B).

dieses Mischprodukt mesopotamischer und indischer Kultur (wofür es halte) ein besonderes Interesse haben dürfte¹.

Ein anderes Stück ist schon von Ward, *Seal Cylinders* S. 269 Nr. 803 unter den hethitischen Siegeln (wodurch es mir bekannt wurde) veröffentlicht worden. Seine Zeichnung läßt schon drei Induszeichen klar erkennen, den Stier unten allerdings nur ahnen. Sie erweckt auch den Eindruck, als ob die Legende symmetrisch wiederholt sei (was ja eine hervorstechende Eigentümlichkeit hethitischer Siegel ist). Jetzt läßt aber die schöne Photographie bei v. d. Osten (*Collection Newell*), OIP XXII (1934) Nr. 23, der die Zugehörigkeit des Stückes erkannt hat², die Legende, auf die er nicht eingeht, erst klar erscheinen (s. hier Abb. B). Die Zeichen 2 und 4 (von rechts) sind bekannt („Palme“ und „Mann“, s. Nr. 326 bzw. 370 des *Sign Manual* von Gadd und Smith im Hauptwerk „Mohenjodaro“), wie auch das erste („Träger“, ebda. 386a), das hier allerdings eine kursivere Form hat. Das 3. Zeichen „Mann mit erhobenem Arm“ (ebda. 376 bzw. Hunter, *The script* . . . S. 171) ist zwar ebenfalls bekannt, aber sehr selten. Neu ist m. W. das letzte Zeichen, und zwar merkwürdigerweise mit einer hethit. Hieroglyphe identisch (über sonstige unerklärliche Beziehungen zwischen beiden Schriften s. ZDMG XII 200). Zwischen den drei ersten und den beiden letzten Zeichen der Legende steht wohl ein erhöhter Strich, der übliche Worttrenner. Doch gibt Ward dafür einen kleinen Stern an, und auch die Photographie erlaubt in diesem Punkt keine sichere Entscheidung.

Ist der Hinweis auf dieses zweite Stück nicht neu, so möchte ich dafür noch eins erwähnen. In derselben Sammlung steht als Nr. 9 („archaic or Sumerian“) ein rundes Siegel, dessen Zeichnung hier in Abb. C grob wiedergegeben ist. Dabei fällt zunächst die Vierteilung des Raumes auf, die man zwar auch auf „hethit.“ Siegeln findet, deren hethit. Charakter aber meist noch erst zu beweisen ist

1) Korr.-Zus. Später (Mitte April dieses Jahres) hat mir Dr. Moortgat ferner brieflich mitgeteilt, daß in dem damals eben erschienenen Heft der mir unzugänglich gebliebenen Zeitschrift „Iraq“ (Bd. III, 1 S. 100 f.) das fragliche Siegel ebenfalls als indosumerisch gedeutet wird.

2) Ich hatte zunächst dieses Werk übersehen und verdanke den Hinweis darauf sowie manches andere Herrn Prof. Prinz. Obwohl die schöne Sammlung auch verschiedene, z. T. wichtige hethit. Siegellegenden enthält (ich hebe Nr. 386, Siegel eines Königssohnes, hervor), ist sie in der sonst sehr sorgfältigen Bibliographie von I. Gelb, *Hitt. Hieroglyphs* II S. XVf. (etwa aus einem bestimmten Grund?) nicht angeführt.

(denn „syro-hethit.“ ist vorläufig noch ein Sammelbecken für alles noch nicht eindeutig Bestimmbare). Diese Vierteilung ist aber in viel ähnlicherer Weise auch auf zwei von den Gadd'schen Siegeln zu finden: Nr. 9 und 13 (hier Abb. D und E). Die merkwürdige Zeichnung, die in Newell 9 die vier Abteilungen füllt, ist m. E. nur die hieroglyphenartige Vereinfachung der menschlichen Figur, die in Gadd 9 erscheint. Dann wäre auch dieses Stück von den in Ur gefundenen nicht zu trennen, und wenn Gadd mit seiner Zuweisung recht hat, so würde auch Newell 9 zum Induskulturreis (vielleicht in einem weiteren, uns noch entgehenden Sinne) gehören¹.

Ebensowenig davon zu trennen ist m. E. das Rollsiegel Delaporte, *Catal. Bibl. Nat.* 515, das auf der Seite b eine Zeichnung desselben Typs zeigt. Die Hauptfläche a zeigt z. T. recht absonderliche Menschen- und Tierdarstellungen. Es steht unter den „amulettes cylindriques“ nach den „cylindres de provenance indéterminée“ und ohne Angabe der möglichen Zugehörigkeit.

سبع من المئانی

Von David Künstlinger.

Horowitz, *Koranische Untersuchungen* 66 versteht mit *Recht* *نصيب من الكتاب* in IV (mad. Per.) 3, 23 (22); 4, 44 (47). 51 (54) in dem Sinne, daß Muh. die Unkenntnis der Juden und Christen nachweisen möchte, welche außer ihrem himmlischen Kitāb den Kur'ān nicht anerkennen, der doch ebenfalls von demselben her stammt. Somit wäre *نصيب* der Teil der offenbarten Schriften des AT. oder des NT. Muh. spricht von beiden Dokumenten in 2, 113 (107), indem er behauptet, die Juden werfen den Christen vor, ihre Religionsschriften wären ohne Grundlage, was die letzteren wiederum von denen der ersteren behaupten². Somit wird

1) Nur nebenbei zu erwähnen ist Ward, *Seal Cylinders* 1008, „said to have come from . . . the Hauran“. Hier ist rechts ein „Träger“ und links ein „Bogenschilder“ dargestellt, eben die beiden bekanntesten Darstellungen eines Mannes in der Indusschrift. Um Schriftzeichen handelt es sich hier natürlich nicht. Eher sind Nr. 12 bei Gadd („Träger“) und das archaische Siegel aus Chānjudaro (W. Printr, ZDMG XIV 267), das den „Bogenschilder“ teils als Darstellung, teils als Schriftzeichen zeigt, zu vergleichen.

Der „Träger“ scheint mir auf vorderasiatischen Siegeln selten zu sein. Wenigstens ist mir nur etwas Ähnliches bei Hogarth Nr. 74 begegnet, wo der Mann mit den Händen an den Hüften und die dreieckigen Füllsel darunter fast an eine Umdeutung und Auflösung der Figur des „Trägers“ denken lassen.

2) Der Kur'ān bezeichnet einen Teil der israelitischen Religionsschrift mit dem Worte *بعض*, indem

wohl III (makk. Per.) 10, 37 (38) unter تفصيل القرآن der Kur'an als „Abschnitt“ des himmlischen Buches zu verstehen sein. Buhl-Schaefer, D. Leben Muh. 221 faßt die Stelle in IV (mad. Per.) 3, 119 (115) وتؤمنون بالكتاب كله folgendermaßen auf: Ihr Muslime glaubt an die vollständige Offenbarung gegenüber den Juden und Christen, deren göttliche Offenbarung quantitativ unvollkommen wäre. Richtiger ist jedoch die Erklärung Tabarī IV, 40, daß hier als الكتاب معنى الجمع zu verstehen sei: Ihr Muslime glaubt an alle Bücher der monotheistischen Religionen, während die Bekenner der letzteren an den Kur'an nicht glauben. Ähnlich Zamḥṣārī, Kaššāf I, 164. In كَلْ werden also die beiden Dokumente der Juden und Christen zusammensummiert, in نصيب werden sie voneinander geschieden¹.

Liegt in نصيب eine Teilung der jüdischen und christlichen Gottesschriften zugrunde, dann wäre die Annahme nicht ausgeschlossen, daß die dunkle Stelle II (makk. Per.) 15, 87 ولقد آتيناك سبعاً من المثاني والقرآن العظيم ganz anders zu erklären wäre, als dies bis nun der Fall war². Das Wort سبع, welches viel Kopferbrechen bei allen Erklärern verursacht hatte, ist mit LA. X, 8—9³ nicht mit der genau bestimmten Zahl „Sieben“ zu übersetzen, sondern als „Mehrheit“ aufzufassen. Demnach fallen sämtliche Spekulationen über die „Sieben“ weg, welche Muh. hier etwa im Sinne gehabt haben mochte. Unter المثاني könnten vermutungsweise „die beiden Testamente“ verstanden werden⁴. Vgl. III (makk. Per.) 6, 156 (157) أنزل الكتاب على طائفتين (157) الأرباب 4, 170 (169) ثلثة, wo nach Tab. VI, 22 hinzuzudenken sei. Da bekanntlich der Kur'an vieles aus den beiden Testamenten anführt, so wäre der behandelte Vers folgendermaßen zu übersetzen: Und bereits gaben wir (Allāh) dir

er den Israeliten vorwirft, sie glauben nur an einen Teil ihres Kitābs, aber nicht an den anderen: 2, 85 (79). Derselbe Ausdruck bezieht sich auch auf einen Teil des Kur'āns, den die Schriftbesitzer (wohl Juden) nicht anerkennen wollen: 13, 36. S. Torrey, The Jewish Foundation 128.

1) Nicht hierher gehört 7, 37 (35) نصيبهم من الكتاب, weil da von dem zugemessenen Teil der Strafe, die im himmlischen Buche für die Ungläubigen verzeichnet ist, gesprochen wird.

2) EI III, 471—2. Ahrens, Muh. 119, wo weitere Literatur angegeben ist.

3) Dort mit Bezug auf IV (mad.) 2, 261 (263) سبع سنابل. Vgl. Goldziher, Die Richtungen 38 über die sieben ahruf. Torrey a. a. O. 51 versteht سبع = abundance, dies müßte jedoch arab. سبع lauten.

4) Vgl. Zahn, Gesch. d. NT. Kanons I, 104—5. Lammens, L'Arabie Occ. 34. 56.

(Muh.) vieles von „den beiden“ (jüd. u. christl. Religionsurkunden) und den Kur'an, den erhaltenen. Der Kur'an wird hier diesen beiden Gottesschriften als etwas Anderes, Höheres gegenübergestellt. Das و in القرآن ist als eine Verwendung eines koordinierten konträren Begriffs aufzufassen¹. S. Reekendorf, Arab. Syntax p. 328f.

‘Anat oder Tanit?

Von Otto Eißfeldt.

In seiner Anzeige von Hans Bauers „Die alphabetischen Keilschrifttexte von Ras Schamra“, 1936 (OLZ 40, S. 516—19) hat Johannes Friedrich auch auf meinen Aufsatz „Baal Hammon und Tanit“ (Forsch. u. Fortschr. 1936, S. 378f.) sowie auf meine Schrift „Philister und Phönizier“ (Alter Orient 34/3, 1936) Bezug genommen und sich der an beiden Stellen vorgetragenen Auffassung angeschlossen, daß der in Bauers Text Nr. 50, Vorderseite, Z. 2 stehende Gottesname nicht ‘Anat, sondern Tanit zu lesen sei. Das verpflichtet mich — nachdem ich unter der Hand schon davon Mitteilung gemacht habe — zur Veröffentlichung der hierher gehörigen Stücke aus drei Briefen, die mir bald nach Erscheinen des Aufsatzes und der Schrift zugegangen sind und zeigen, daß die von mir vorgeschlagene Lesung doch nicht als gesichert gelten kann, vielmehr als unwahrscheinlich bezeichnet werden muß.

Charles Virolleaud, der den Text Bauer Nr. 50 in der Syria 12 (1931), S. 389f. veröffentlicht und kommentiert hat, schrieb mir am 29. Oktober 1936 freundlichst dies:

« Quand j'ai publié le petit texte auquel vous vous réferez, dans votre . . . étude „Philister und Phönizier“ p. 16, n. 3, j'ai beaucoup hésité, pour le 1^{er} signe de la l. 2, entre ‘ et t. C'est aussi que, avant moi, le scribe d'Ugarit avait hésité également et que, après avoir écrit ‘nt, il a corrigé, résolument, en tnt, sans toutefois oblitérer entièrement le 1^{er} signe, de sorte que la tablette porte  ».

Le nom de tnt paraît bien d'ailleurs se rencontrer, une autre fois, à RŠ encore, et dans un texte sémitique. C'est dans III Krt (inédit) col. 4 l. 21, où on lit: bt tnt tbn » elle entre (ou tu entres) dans la maison de tnt. A la vérité, la lettre n a un peu souffert; on voit . Mais, si ce n'était n, ce ne pourrait être que x¹, qui ne donnerait rien de bon. »

1) In II (makk. Per.) 39, 23 (24) ist مثاني, wo es sich um den erzählenden Teil des Kur'āns, الأحاديث, handelt, mit „eine Wiederholung“ wiederzugeben.

Anders lauten die beiden Briefe, die mir René Dussaud die Freundlichkeit hatte zu schreiben. Im ersten vom 23. Oktober heißt es: «A la suite de votre démonstration je ne doute pas que 'en *l̄mn* = Ba'al Hammon; mais ce qui concerne 'nt à lire *tnt* je dois vous dire que m'étant reporté à la tablette, j'ai constaté qu'elle portait en tête du nom divin un superbe 'ain qui ne laisse place à aucun doute. La copie de Virolleaud ne rend pas directement le signe et je comprends qu'elle ait suggéré votre lecture...

Cependant, si le nom des parèdres 'Anat et Tanit différent, le texte que vous avez mis en valeur à la suite de Hrozný, marque évidemment un parallélisme et peut-être certaines affinités.»

Der zweite Brief aber enthält diese Angaben: «Virolleaud vous a donné son impression de souvenir sans avoir revu la tablette — je me suis absenté à ce moment pour un voyage à Londres. Mais avant de quitter Paris, j'avais examiné la tablette.

Je viens de la reprendre en main et je maintiens, sans la moindre hésitation la lecture 'nt. Dans ce même mot le ' et le t sont parfaitement distingués l'un de l'autre: le ' > n'a pas d'appendice à droite..., tandis que le t > se prolonge nettement sur la droite. De plus le corps de ' est plus gros que celui du t, ce qui est une caractéristique très nette.

J'ai prié, d'ailleurs, mon adjoint M. Contenau qui a une grande pratique dans la copie des cunéiformes accadiens de me donner son avis — sans formuler au préalable mon opinion pour ne pas l'influencer. Il a abouti à la même conclusion que moi.

Le ' est parfait et sans la moindre usure. Il y a simplement dans le fond de la lettre > une trace de trait provenant de ce que le roseau servant à tracer ce caractère, dans le cas présent où on l'enfonçait plus profondément que de coutume, a laissé une marque supplémentaire; mais ce n'est pas dû à une reprise de la lettre et surtout cela n'a nullement l'aspect de >. Toute la lettre reste enfermée dans un triangle très net, aussi frais que le premier jour où il a été tracé.»

Darnach darf es als ausgemacht gelten, daß im Text Bauer Nr. 50, Vorders., Z. 2 'nt und nicht *tnt* zu lesen ist. Die Möglichkeit, daß — neben der in den Ras Schamra-Texten sehr häufig vorkommenden 'Anat — auch Tanit im Pantheon von Ras Schamra ihre Stelle gehabt hat, ist aber damit noch nicht ausgeschlossen. Vielmehr erhebt die Stelle aus III Keret, auf die Virolleaud in seinem Briefe

hinweist, diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit. Man wird also die Frage weiter im Auge behalten müssen.

Besprechungen.

Allgemeines.

König, Friedrich Wilhelm: *Die Stele von Xanthos*. I. Teil: Metrik und Inhalt. Wien: Gerold & Co. 1936. (151 S., 1 Kte.) gr. 8° = Klotho, Historische Studien zur feudalen und vorfeudalen Welt, hrsg. v. Fr. W. König. Bd. I. RM 10.50. Bespr. von E. Kalinka, Innsbruck.

F. W. König eröffnet mit der Abhandlung über die xanthische Stele ein neues, unter seiner Leitung stehendes Unternehmen des geheimnisvollen Namens Klotho, das bestimmt ist, den Teil der Menschheitsgeschichte aufzuhellen, der „von den Anfängen menschlichen Lebens bis zur Hochblüte des Feudalismus reicht“. Was man die Stele von Xanthos zu nennen pflegt, ist ein über 4 m hoher Grabpfeiler von fast quadratischem Durchschnitt (TAM I 44), wie sich deren mehrere in Lykien erhalten haben. Alle vier Seiten des Pfeilers sind von oben bis unten mit Schrift bedeckt, größtenteils lykischer, die nur in der Mitte der Nordseite von einem griechischen Epigramm in 12 Zeilen unterbrochen wird. Die genauere Betrachtung dieser lykischen Inschriften füllt die größere, zweite Hälfte der Abhandlung, die erste (S. 9—55) ist Vorfragen gewidmet. Die erste dieser Fragen gilt dem lykischen Metrum; denn es ist längst erkannt, daß die untere Hälfte der Nordseite und die ganze Westseite in Versen abgefaßt ist, die durch einen nach links offenen Bogen von einander getrennt werden, und daß überdies die Sprache viele lautliche Eigenheiten aufweist, die sich nur noch in TAM I 55 finden, wo die gleiche Verteilung auf Verse zu beobachten ist. König hat entdeckt, daß jeder Vers der Stele in drei durch Wortende geschlossene Gebilde zerfällt, deren Silbenzahl teils mit dem griechischen Hexameter, teils mit einem frei gebauten Pentameter, dessen zweite Hälfte nicht an daktylischen Rhythmus gebunden ist, übereinstimmt. Ich habe 39 solche Pentameter gezählt gegen 69 Hexameter.

Die Pentameter sind ganz unregelmäßig eingestreut, zwölfmal zwei in einer Triade. Obwohl wir von der Quantität der lykischen Silben nichts wissen, so wenig wie von der Wortbetonung, nimmt König an, daß die erste Silbe jedes Fußes lang ist, und hätte daher von diesem seinem Standpunkte aus besser getan, die Anfangssilben der Füße durch einen Längsstrich zu bezeichnen statt des Akzentes. Seine weitere Annahme von Positionslängen ist in zweifacher Hinsicht falsch, einerseits weil er die Positionslänge auf den Vokal bezieht, obwohl durch mehrfache Konsonanz nicht der Vokal verlängert wird, sondern die Silbe (s. Burs. Jber. CCL 307), anderer-

seits weil nicht selten in Silben, die König um des Versmaßes willen als kurz bezeichnet, mehrere Konsonanten auf den Vokal folgen. Die Hexameter umfassen je 13—17 Silben und zeigen in der Mitte Wortende entweder nach der dritten Hebungssilbe Königs oder nach der auf sie folgenden Kürze. Pentameter, vor deren Schlußsilbe König keine Doppelkürze verzeichnet, nennt er Asklepiadeen, eine ganz äußerliche Namensübertragung.

Sowohl Hexameter wie Pentameter haben die Lykier von den Griechen entlehnt, und er glaubt, daß ihre bodenständige Metrik dem Pentameter (Asklepiadeus) näher verwandt war als dem Hexameter, wahrscheinlich aber überhaupt nicht quantifizierend. Wesentlich war für sie der triadische Bau. Die Hexameter erinnern mich an die Commodians, die in zwei Hälften zerfallen, deren erste 5—7, die zweite 8—10 Silben umfaßt. Die Zerlegung in Füße muß in den meisten Fällen unsicher bleiben.

Sowie TAMI 6 dem griechischen Ἀπολλωνίδης lykisches pulenjda entspricht, findet König sehr oft, zumal in den lykischen Versen Aphairis. Auch Elision und Kontraktion wird man ihm zugeben müssen. Wenn er aber iwi = iu, ije = e für epische Zerdehnung erklärt und in einem Atem die zerdehnten Formen als die älteren bezeichnet, so stimmt das nicht zu dem geläufigen Begriff der Zerdehnung (s. Burs. Jber. CLVII 25ff.). Den Schluß der Vorbemerkungen (S. 26—53) nimmt eine Untersuchung des Lautwertes von 6 lykischen Buchstaben ein, wofür dem Verf. seine ausgebreitete Kenntnis orientalischer Sprachen, einschließlich der kaukasischen, zugute kam, die ihm gestattete, die verschiedenen Lautwerte derselben Buchstaben (K = k g ξ s θ t) in Einklang zu bringen.

Nicht einverstanden bin ich mit seiner Deutung der Buchstaben Ξ X +, von denen man die ersten zwei seit langem als sonantisches n und m, den letzten als h auffaßt mit guten Gründen; denn in Μελέσανδρος und (einmal) in μινδης wäre das n, in Ἀρτεμύβρης das m überhaupt nicht ausgedrückt, wenn es nicht in Ξ (X) steckt. König umschreibt Ξ mit ü, X mit ö und sieht in beiden einen Schwundvokal (besser: Murelvokal); damit kommt er insofern an die bisherige Auffassung heran, als die nasale Sonans von einem Murelvokal begleitet gewesen sein kann, der in der griechischen Umschrift öfters durch einen vollen Vokal ersetzt ist, und er sollte sich gegen eine nasale Sonans um so weniger sträuben, als er sonantisches, für das die Lykier nicht einmal ein eigenes Zeichen gebildet haben, unumwunden zugibt (S. 31). Anlautendes ΞT = d und ΧΓ = b erhält volleres Licht aus der neugriechischen Schreibweise, wenn auch König S. 31¹ diesen Vergleich zurückweist. Der Widerspruch, daß wortschließendes Ξ nicht vokalisiert (S. 28), schließendes X dagegen vokalisiert (S. 31), löst sich ohne weiteres nur mit der nasalen Deutung, nicht mit der Deutung Königs. Wahrscheinlich konnte nasale Sonans auch lang sein, s. Brugmann, Vergl. Gramm. I 417ff. Ge-

ringer ist der Unterschied in der Deutung des +: bisher h, König 'ajin. Fest steht, daß der Laut öfters aus älterem s hervorgegangen ist (wie im Sanskrit schließendes s > h, im griech. Anlaut und Inlaut) und dann ganz geschwunden ist wie in manchen Sprachen; schwach artikuliertes h konnte daher natürlich sowohl im Lykischen wie im Griechischen bald geschrieben werden, bald nicht. Königs Hineinigung zu 'ajin erklärt sich teilweise damit, daß er überhaupt die lykischen Buchstaben unmittelbar aus dem Phönikischen herleitet, nicht aus dem Griechischen. Das ist aber unzulässig; denn die weitaus überwiegende Mehrzahl der lykischen Buchstaben gleicht in Form und Bedeutung den griechischen und zwar rhodischen des 6./5. Jh., so daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist, s. TAM I S. 5; entscheidend ist, daß die Griechen es waren, die im Gegensatz zu den Semiten und andern die Vokale in der Schrift bezeichneten sowie die Lykier und dadurch die Schöpfer einer vollen Lautschrift geworden sind.

Erfolgreich und lehrreich ist die Bemühung Königs, den Inhalt der lykischen Inschriften der Stele und auch des Gedichtes TAM I 55 (Antiphellos) hauptsächlich mit Hilfe der Eigennamen einigermaßen zu bestimmen. Die obere Hälfte der Südseite enthält eine Art Vorgeschichte aus den Jahren 480—460; darauf folgen die Ereignisse, die mit dem durch das Denkmal gefeierten Helden in engerem Zusammenhang stehen: zunächst untere Hälfte der Südseite 430—412, Ostseite 411—400, Anfang der Nordseite 400—395 (Vereinbarungen der Lykier mit den Persern). Der Rest umfaßt drei Gedichte: das erste in der unteren Hälfte der Nordseite eine in sich geschlossene Einheit, deren Schluß auf den Anfang zurückzugreifen scheint, inhaltlich verwandt mit der Südseite und teilweise der Ostseite; auf der Westseite zwei Gedichte, das obere (Z. 1—40) mit Beziehungen zur Ostseite, das untere mit starken Anklängen an TAM I 55. Die anderthalb Zeilen am Ende der Westseite, eine Verfluchung des Frevlers am Denkmal, sind ein prosaischer Zusatz. Das wertvolle Ergebnis dieser scharfsinnigen Untersuchung ist der Nachweis, daß die drei Gedichte eine Verherrlichung der in den vorangehenden Prosastücken dargestellten Kampfhandlungen sind. Eingeflochten hat König S. 91—98 und 123f. einen beachtenswerten Versuch, die lykischen Verwandtschaftsnamen zu deuten, der es wahrscheinlich macht, daß entsprechend dem von Herodot I 173 bezugten Mutterrecht der Lykier die weibliche Verwandtschaft im Vordergrund steht und die beiden oft genannten Keriga und Keziga Frauen waren.

Es liegt auf der Hand, daß die scharfsinnigen Vermutungen und Folgerungen in die Irre gehen können, wo so verzweifelt wenig Gleichungen lykischer Wörter mit griechischen beigelegt sind. König ist sich dieses Mißstandes

bewußt und drückt sich meist sehr vorsichtig aus, wie denn auch Piero Meriggi (Der Indogermanismus des Lykischen = Festschrift für Herman Hirt II 257—282) sehr oft stark von ihm abweicht. Um so mehr Anerkennung verdient es, daß er manches Rätsel gelöst hat; aber da man vorläufig ohne waghalsige Kunststücke der Interpretation und Kombination überhaupt nicht weiter käme, bleiben selbstverständlich auf Schritt und Tritt Zweifel zurück.

So scheint mir vor allem der von König hergestellte Name des Haupthelden Στῆλιν (Thuk. und Xen.: Στάλιν) im griechischen Epigramm der Stele und seine Gleichsetzung mit lyk. dde höchst bedenklich, nicht minder die Zergliederung der Zahlwörter S. 137 und die Verknüpfung von trisu (neben tibus) und trppl (neben tiple), alle vier nach Meriggi 266f. Zahlwörter, mit atri (= selbst) S. 124, die Deutung von kuste als Wächter und wachen (König S. 134¹ erinnert an lat. custod-, S. 72¹ für pruli an proelium, S. 117 für alwa an einen Schimmel!). Fehlerhaft ist die Behauptung, daß das griech. Epigramm eine Ehreninschrift des Demos von Xanthos sei (S. 9), womit wohl die Abweisung des Gedankens an eine Grabschrift (S. 117) zusammenhängt, die Zuweisung der Naturalis Historia an den jüngeren Plinius (S. 70), die Anfechtung der Übersetzung von ebaru mit θυγατέρα TAM I 25, der Beziehung des Zeichens CII (Südseite Z. 49) auf die 7 Arkader des Epigramms.

Unbeschadet der Verdienste, die sich König mit seinem mutigen Vorstoß in ein fast unbekanntes Gebiet erworben hat, bleibt, wie gesagt, vieles dunkel und unsicher; denn die Grundlage, auf der aufgebaut werden muß, ist zu schmal und zu wenig fest. Man empfindet nur um so lebhafter das Verlangen, daß uns weitere Bilinguen zuhelfen kommen, was zweifellos erreicht würde, wenn einmal auf der Agora von Xanthos Grabungen vorgenommen würden, die gar nicht weit in die Tiefe zu dringen brauchten, um aufschlußreiche Denkmäler zutage zu fördern, eine lohnende und lockende Aufgabe für ein wissenschaftliches Institut.

Rice, D. Talbot: *Byzantine Art*. Oxford: Clarendon Press 1935. (XIII, 255 S., 49 Taf., 5 Ktn.) 8^o. 12 s. 6 d. Bespr. v. F. Dölger, München.

Das vorzüglich ausgestattete handliche Buch beabsichtigt nicht, eine ausführliche Geschichte der byzantinischen Kunst etwa in der Art von Ch. Diehl's Manuel zu geben, sondern will uns einen zusammenhängenden Überblick vermitteln unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungslinien, welche in reicher Zahl zur byzantinischen Kunst hinführen und wieder in alle Welt von ihr ausstrahlen. Von den einleitenden Kapiteln über den allgemeingeschichtlichen Hintergrund, über die kulturgeographischen Bedingungen und die Entstehungsgrundlagen der byzantinischen Kunst sei insbesondere auf das zweite hingewiesen. Es folgt sodann

eine knappe, jedoch das Wesentliche mit sicherem Blick herausgreifende Darstellung des Gesamtgebietes in eidographischer Aufteilung Architektur, Malerei (Mosaik, Wandmalerei, Tafelmalerei, Buchmalerei), Skulptur (Großplastik, Kleinplastik), Metall und Email, Textilien und Keramik. Zusammenfassende Abschnitte über das Verhältnis der byzantinischen Kunst zum Orient, zur slavischen Welt und zum Okzident beschließen die Darstellung. Die beigegebenen Tafelabbildungen sind gut ausgewählt, dankenswerterweise wurden, wo das möglich war, Abbildungen geboten, die nicht schon in allen Handbüchern zu finden sind. Im Vergleich zum Abschnitt Malerei ist der Abschnitt Architektur zu kurz behandelt; die Abschnitte Textilien und Keramik verdienen besondere Hervorhebung, da hier die Anschauungen des anerkannt besten Kenners dieser Gebiete vorgetragen werden.

Der Leser gewinnt aus den Ausführungen des Verf. einen ausgezeichneten, auf einheitlicher Betrachtungsweise und eindringender Sachkenntnis begründeten Überblick über Entstehung, Blüte, Wirkung und Nachwirkung der byzantinischen Kunst auf ihren verschiedenen Teilgebieten. Der Verf. hat insbesondere auch die zahlreichen Streitpunkte des Gebietes nicht umgangen, sondern jeweils klare Stellung dazu genommen. Mag man mit seiner Stellungnahme auch nicht immer einverstanden sein, so ist die Darstellung doch aus einem Guß und versäumt dabei nicht, auf die Ansichten anderer hinzuweisen. In den Grundanschauungen ist das Buch von den Auffassungen der französischen Schule, insbesondere G. Millets, beherrscht, und französische und englische Literaturangaben stehen stark im Vordergrund, während man das Eingehen auf die Arbeiten deutscher Forscher wie Guyer, Sedlmayr, Weigand (nur Strzygowski wird häufig, Wulff gelegentlich berücksichtigt) mitunter schmerzlich vermißt.

K. bestimmt das Wesen der byzantinischen Kunst als eine Entwicklungsstufe der durch das Christentum von innen her durchdrungenen römischen oder hellenistischen Kunst, welche nach Aufnahme starker Einflüsse aus dem nahen Osten vom 6. Jahrhundert an ein deutlich abgrenzbares Eigenleben gewinnt und nun von dem ausstrahlenden Mittelpunkt Konstantinopel aus bis zur Mitte des 15. Jh. in dauernder und kräftiger Blüte das Kulturleben des europäischen Ostens durchdringt, um auch noch nach diesem Zeitpunkt auf den Balkan und in Griechenland fast bis zur Gegenwart wirksam zu bleiben (S. 2). Die Einflüsse, welche nach seiner Ansicht bei der Ausgestaltung der byzan-

tinischen Kunst und ihrer Eigenart maßgebend gewesen sind, teilt R. in sieben Gruppen: Griechenland und die hellenische Welt; Kleinasien; Rom und Italien; Syrien und der semitische Osten; Nordmesopotamien; Südpersien (Iran und Irak); Nordsyrien (Altai-Iran) (S. 29). Bei der anschließenden Zergliederung wäre es freilich nützlich gewesen, das sehr verschiedene Gewicht dieser in der Aufzählung gleichgeordneten Elemente zu betonen. Daß R. in der Tat den einzelnen Elementen verschiedene Bedeutung für die weitere Entwicklung zumißt, wird dem aufmerksamen Leser erst in der weiteren Darstellung deutlich. So stellt der Verf. z. B. bei der Behandlung der Mosaikunst mit Recht nur drei Hauptströmungen als entscheidend heraus: die hellenistische (repräsentativ-bewegte), die „syrische“ (realistische) und die „östliche“ (formalistische) Komponente, von denen in den einzelnen Kunstzweigen und Kunstzeitaltern bald die eine, bald die andere stärker in Erscheinung tritt. Auch sonst stehen sich in der Charakterisierung der sichtbaren Entwicklungsrichtungen durch R. immer wieder im wesentlichen nur zwei ursprüngliche Grundelemente gegenüber: das „hellenistische (wesentlich griechisch-alexandrinische) und das „syrische“ (orientalistisch-starre, wesentlich wohl antiochenische), wobei ja immer zu bedenken bleibt, daß auch das „syrische“ Element schon in einer hellenistischen Verschmelzung in die byzantinische Kunst eingeströmt ist; man kann mit dieser Gegenüberstellung, welche ja nur das Wichtigste und Wesentlichste knapp erfassen will, einverstanden sein, wird aber doch hinzufügen müssen, daß die „römische“ Komponente bei R. ungehörlich in den Hintergrund tritt (S. 32; vgl. z. B. H. Sedlmayr, in Byz. Ztschr. 35 [1935] 38ff. und die Arbeiten E. Weigands). Andererseits wird die Annahme armenischen Einflusses auf die Ausbildung entscheidender Merkmale der byzantinischen Kunst (Strzygowski) zutreffenderweise abgelehnt (S. 37; S. 45/6; zu letzterem wäre S. Guyer, Byz. Ztschr. 33 [1933] 313—20 zu vergleichen gewesen) und der Einfluß des Mazdaismus, den Strzygowski allzuoft sehen will, mit weiser Zurückhaltung beurteilt (z. B. S. 68). Dies hindert R. nicht, der Sassanidenkunst eine gewichtige Rolle in der Entwicklung insbesondere der byzantinischen Baukunst sowie in der Textilkunst und Keramik zuzuteilen; insbesondere ist R. z. B. geneigt, die Kunst des Kuppelbaus über quadratischem Grundriß unter Hinweis auf den Palast von Sarvistan von den Persern abzuleiten und sassanidischen Einfluß auf Aboba Pliska anzunehmen (vgl. jedoch neuerdings Kr. Miatev,

Izvestija Bulg. Archaeol. Inst. 10 [1936] 136ff.). Unbedingt zuzustimmen ist R. jedenfalls in der grundlegenden Feststellung, daß die byzantinische Kunst, aus westlichen und östlichen Elementen „dank dem byzantinischen Genius zu einem feinen und doch kraftvollen Ganzen vereinigt“ (S. 65), allezeit von der Denkweise des Christentums, und zwar, wie hinzuzufügen ist, von der besonderen Denkweise des östlichen Christentums, durch und durch beherrscht wird. Ein Mißverständnis ist es dabei, wenn R. S. 41 meint, die Kirche habe bis zum 6. Jh. dem Imperialismus gedient, jedoch seit Justinian triumphiert: Kaisertum und Kirche sind in Byzanz ideell niemals Gegensätze gewesen, der Kaiser ist in der Auffassung des mittelalterlichen östlichen Christentums zugleich der unbestrittene Herr der Kirche und zugleich ihr getreuester Diener. So gibt es, im großen gesehen, im byzantinischen Kunstgebiet keine Kirchenkunst, die nicht zugleich Hofkunst, und keine Hofkunst, die nicht zugleich Kirchenkunst wäre; alle große Kunst wächst aus dem Gedanken des christlichen römischen Weltreiches griechischer Nation. Nur so erklärt sich auch die beherrschende Stellung Konstantinopels in der Kunstentwicklung, auf die R. wiederholt zutreffend hinweist und an der er z. B. auch für die frühitalienische Kunstgeschichte (gegen Rivoira) mit Recht festhält (S. 88).

Es ist nicht möglich, auf alle die zahlreichen Stellen hier einzugehen, an welchen das Buch, stets mit wohlabgewogenem und meist mit wohlbegründetem Urteil, auf den Fragenkreis Orient und Byzanz eingeht. Die Leser dieser Zeitschrift seien jedoch auf diesen Vorzug des Werkes besonders hingewiesen, da diese Fragen mit der fortschreitenden Erschließung der kleinasiatischen Denkmäler man möchte sagen täglich neue Gestaltung gewinnen; welche Überraschung hat allein Dura für die byzantinische Kunstgeschichte gebracht (vgl. R. 90ff.) oder die Veröffentlichung der islamischen Mosaiken in Jerusalem und Damaskus (vgl. R. 48ff.), welche uns einen Einblick in den sonst kaum greifbaren Charakter der sog. Ikonoklastenkunst gestattet! Besonders erwähnt sei ferner nochmals das Kapitel „Byzanz und der Orient“ (S. 197f.), wo der Verf. unter Heranziehung der Nachrichten über die historischen Berührungen zwischen Byzantinern einerseits und Persern, Arabern, Türken andererseits, einen willkommenen Überblick über die wechselseitigen künstlerischen Einflüsse gewährt. Dabei hebt er mit Recht die Überlegenheit der byzantinischen Kunstgesinnung hervor, indem er sein Urteil über die Stärke des

arabischen Einflusses in die Worte zusammenfaßt (S. 207): „Diese Beschränkung des östlichen Einflusses ist eine Tatsache von auffallender Beweiskraft für die byzantinische Weisheit und den byzantinischen Genius. Sie verstanden es aufzunehmen, wenn die günstige Gelegenheit es forderte; sie nahmen, was ihnen dienlich war, aber nicht mehr. Niemals ahmten sie muslimische Vorbilder sklavisch nach.“

Mžik, H. von]: *Bibliographie der Schriften des Universitätsprofessors Dr. Hans von Mžik*. Zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Freunden, Kollegen und vom Verlag. Wien: Gerold & Co. 1936. (16 S.) 4°. RM 2.—. Angez. von Gustav Richter, Breslau.

Der bekannte Orientalist und Bibliothekar Hans von Mžik hat zu seinem 60. Geburtstage eine wohlverdiente Ehrung durch die vorliegende ansprechende und mit dem Bilde des Meisters versehene Bibliographie seiner Schriften erfahren. Die Verehrung und Anhänglichkeit seiner Schüler und Freunde, aber auch die Liberalität des Wiener Verlages Gerold haben die schätzenswerte kleine Publikation zustandegebracht und ihr mit warmen Worten Glückwunsch und dankbare Würdigung der Verdienste des Altmeisters vorausgeschickt. Wer im besonderen auf dem Gebiete der östlichen Geographie wissenschaftliche Interessen verfolgt, wird es froh begrüßen, die Arbeiten H. v. Mžiks, die oft sehr zerstreut in z. T. etwas abseits liegenden Zeitschriften veröffentlicht sind, hier nach Jahren geordnet übersichtlich aufgezählt zu sehen. Auch wir schließen uns angesichts der Verdienste des Jubilars nur zu gern dem Wunsche seiner Freunde an, H. v. Mžik mögen hinreichend Jahre und Kraft beschert sein, um noch manche Schrift zum Nutzen der Orientalistik seiner Bibliographie anzuschließen.

Ägyptologie.

Breasted, J. H.†: *Geschichte Ägyptens*. Deutsch von Hermann Ranke. Mit einem Bilderanhang: Die ägyptische Kunst. Wien: Phaidon-Verlag [1936]. (632 S., 8 Faksimiliewiedergaben in Farben, 350 Kupfertiefdruckbilder.) 4°. RM 4.80. Bespr. von Alfred Hermann, Berlin.

Als Breasteds „History of Egypt“ im Jahre 1906 erschien¹, stellte diese meisterhafte, auf den langjährigen Quellenstudien der „Ancient records“ beruhende Darstellung das einzige Werk dar, das einem weiteren Kreis den Gang der altägyptischen Geschichte näher bringen konnte. E. Meyers Geschichte Ägyptens entsprach schon nicht mehr dem damaligen Stand und dessen Geschichte des Altertums war ihrer Anlage nach nicht auf ein Laienpublikum zugeschnitten. So kam die Übersetzung von Breasteds Buch durch H. Ranke von 1909² durchaus einem Bedürfnis entgegen.

Der Phaidonverlag in Wien legt jetzt einen Neudruck dieser Übersetzung vor. Von jeglichen Änderungen im Text ist Abstand genommen, da — wie H. Ranke im Nachwort ausführt — Nachträge und Verbesserungen die Einheitlichkeit von Breasteds Darstellung beeinträchtigt hätten und die neu hinzugetretene Einzelheiten für den Kreis, an den sich diese Volksausgabe wendet, unerheblich seien.

Wenn dies auch ohne weiteres zuzugeben ist, so sind doch im Laufe der letzten 30 Jahre in unserer Welt Veränderungen vor sich gegangen, von denen man meinen sollte, daß sie für eine historische Darstellung — selbst einer räumlich und zeitlich von uns so abgerückten Kultur wie der altägyptischen — nicht ohne Rückwirkungen bleiben können. Veränderte Fragestellungen werden zu veränderten Antworten auch in bezug auf die ägyptische Geschichte führen. So besehen muß es nicht als unnötig, sondern gar als unmöglich bezeichnet werden, eine vor einem Menschenalter geschriebene Geschichte auf den heutigen Stand aufzuarbeiten.

Einen Ausgleich sucht hier offenbar der von H. Ranke sorgsam zusammengestellte Bilderatlas und Rankes in bildreicher Sprache geschriebener Abriß der ägyptischen Kunstgeschichte zu geben. Während sich unter den im Text verstreuten Bildern Bunttafeln finden, die leider nicht als sonderlich geschmackvoll bezeichnet werden können, geben die zahlreichen, meist guten photographischen Aufnahmen dem Beschauer vielseitige Einblicke in die verschiedenen Gebiete ägyptischer Kunsttätigkeit durch alle Zeiten. Der Ägyptologe wird sich freuen, dabei eine Reihe von bisher nicht veröffentlichten oder schwer zugänglichen Kunstwerken zu finden (u. a. Stücke aus amerikanischen Sammlungen und deutschen Provinzmuseen).

Einige Bemerkungen zu den Abbildungen seien hier angeschlossen. — Der Torbau Abb. 4 ist nicht der „Eingang zur Cheopspyramide“, sondern er gehört zu dem von Junker ausgegrabenen Grab des Seschemnofer (wiederaufgebaut). — Falls der Kopf Abb. 118 echt sein sollte, dürfte er schwerlich vor Amarna zu setzen sein. — Der Verweisung des „Mac Gregor-Kopfes“ Abb. 169 (jetzt Sammlung Gulbenkian, London) von der 12. in die 26. Dyn. kann ich mich nicht anschließen. — Äußerliche Unstimmigkeiten bei der Datierung sind es, wenn Chasemum auf 2900 v. Chr. angesetzt wird (Abb. 51) und Zoser auf 2950 v. Chr. (Abb. 3). — Die Reliefs Abb. 187/8 und 192 befinden sich nicht im Grab des Ti, sondern dem des Mereruka — Die „Zauberstäbe“ Abb. 320/1 sind (trotz der Strahlensonne auf einem derselben) wohl nicht 18. Dyn., sondern MR. — Im „Verzeichnis der Abbildungen“ (S. 613 ff.), welches die Unterschriften der Bilder unverändert wiederholt, wären Angaben über die Größe der

1) OLZ 1907, Sp. 536.

2) OLZ 1910, Sp. 310.

Stücke, welche z. B. bei den Plastiken nicht abzuschätzen ist, willkommen gewesen.

Bis der Abschluß einer Geschichte Ägyptens nach unserer Zeit entsprechenden Gesichtspunkten möglich sein wird, wird auch die Breastedsche Geschichte in der neuen Gestalt einem weiteren Kreis an Ägypten interessierter Deutscher nützliche Dienste erweisen. Daß die Umriss veränderter Auffassungen sich abzeichnen beginnen, zeigt etwa, daß gegenüber einer historistischen Art die Dinge zu sehen, der Wertfrage auch in der Ägyptologie stärkere Bedeutung beigemessen wird (vgl. z. B. Junkers Geschichte) und daß dort, wo man zur Wertung geschichtlicher Leistungen übergeht, etwa das Neue Reich mit seiner politischen Macht und zivilisatorischen Verfeinerung mehr und mehr zurückgestellt wird hinter das Alte Reich mit seiner staatlichen Ordnung und kulturellen Gesundheit.

Schäfer, Heinrich: Das altägyptische Bildnis. Glückstadt: J. J. Augustin 1936. (46 S., 46 Taf.) gr. 8° = Leipziger Ägyptologische Studien, hrsg. von W. Wolf, H. 5. RM 7.20. Bespr. von Wilhelm Hölscher, Göttingen.

Heinrich Schäfers neueste Arbeit, die jetzt schon vor nunmehr 16 Jahren erschienenes Bändchen über dasselbe Thema ersetzt, will keine wesentlichen neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse mitteilen, sondern die bei Betrachtung eines ägyptischen Porträts auftauchenden Fragen gesammelt vorlegen und ausführlicher erläutern. Eine erschöpfende Behandlung des Themas ist dabei nicht beabsichtigt.

Seit den Anfängen der ägyptologischen Kunstforschung ist vielfach verkannt worden, daß die Frage des Porträts in Ägypten grundsätzlich nicht anders gelagert ist als in anderen Kunstkreisen, z. B. dem griechischen. Eine Frage, wie die, ob es in Ägypten überhaupt ein Porträt gegeben habe, ist für Griechenland aus begreiflichen Gründen nie gestellt worden und konnte für Ägypten nur erhoben werden, solange die Grundlagen ägyptischen Kunstschaffens unerkannt waren. Heute unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Ägypter ein echtes Bildnis in dem Sinne, wie es Sch. (S. 11) definiert, gekannt hat, ja, in hervorragender Weise dafür befähigt gewesen ist, eine Fähigkeit, die durch die Forderungen des Toten- und Götterkultes noch besonderen Antrieb erhielt.

Da wir Modernen letzten Endes Kinder griechischen Geistes sind und uns ägyptischer Kunstgeist mehr oder weniger nur verstandesmäßig zugänglich ist, muß sich der Beurteiler gerade eines ägyptischen Bildnisses immer wieder vor Augen halten, daß das Porträt nicht eine mechanische, objektive Wiedergabe der

Züge eines Menschen ist, wie die Photographie, sondern daß es als Kunstwerk vielseitig gebunden ist. Zunächst stilistisch, sowohl zeitlich wie völkisch; d. h., daß die Ähnlichkeit eines Porträts erst festgestellt, die Entscheidung, ob eine bestimmte Persönlichkeit dargestellt ist, erst dann getroffen werden kann, wenn auf Grund genauester Kunstkenntnis das Typische des Zeit- und Volksstils erfaßt und aus ihm die dem gerade Dargestellten persönlich eigenen Züge herausgelöst worden sind. Weit größer noch sind die Schwierigkeiten, die sich von anderer Seite der Entscheidung, ob ähnlich oder nicht, entgegenstellen, Schwierigkeiten, die aus dem jeweiligen Verhältnis des Künstlers wie des Beschauers zum Bildnis bzw. zum Modell erwachsen. Neben der rein handwerklichen Fertigkeit natürlich ist nicht nur des Künstlers Fähigkeit zu „sehen“, charakteristische Züge zu erfassen, ausschlaggebend — die Hauptschwierigkeit liegt in der durch seelische und künstlerische Anlage bedingten verschiedenen Art zu sehen, in der subjektiven, unwillkürlichen Auswahl gewisser Züge des Dargestellten. Diese Tatsache, die für den Verfertiger wie für den Betrachter des Porträts gilt, ergibt die so oft grundverschiedenen Urteile über Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit eines Bildnisses. Selbstverständlich ist, ganz abgesehen von dieser Relativität des Begriffes „Ähnlichkeit“, diese kein Gradmesser für den Wert oder Unwert des Kunstwerkes. „Ein Gewisses an Ähnlichkeit gehört zu Begriff und Wesen des echten Bildnisses“. „Mit dem Kunstwerte dagegen hat die Ähnlichkeit überhaupt nichts zu tun“ (S. 14).

Da aus der Bildung des Gesichtes Wesen und Charakter des Menschen am einprägsamsten zu uns sprechen, ist der Begriff des Bildnisses vornehmlich mit den Gesichtszügen verknüpft. Und doch gilt für Ägypten dasselbe wie für die übrige Antike: Die Wiedergabe allein des Kopfes als Bildnis ist für sie ein unmöglicher Gedanke. Verlangt wird die Darstellung eines Menschen, und zu ihr gehört unbedingt auch der Körper. Dabei ist es von untergeordneter Bedeutung, ob die Physiognomie des Körpers, wenn man so sagen darf, mit der des Gesichtes harmoniert (z. B. alter Kopf auf jugendlichem Körper), da der entscheidende Eindruck vom Gesicht ausgeht. Den Kopf allein als Bildnis aber haben erst die „Späten“, angefangen mit den Römern, nicht als grotesk empfunden. Vereinzelt unter besonderen Bedingungen entstandene Einzelköpfe oder Büsten (Modelle; Porträtköpfe des AR) besagen hiergegen nichts, und es scheint mir durchaus nicht „merkwürdig, daß sich aus

ihnen (den Porträtköpfen) nicht eine künstlerische Form wie die Büste entwickelt hat“ (S. 17). Bei aller Wichtigkeit des Körpers wird dieser in der Regel typisch gebildet. Und gerade die Erfassung und Wiedergabe von Typen, sowohl Körper- wie Gesichtstypen, liegt dem Ägypter ganz besonders (vgl. z. B. die dünnen Hirten von Mér; Rassentypen). Mag nun in solchen Bildwerken manchmal auch ein noch so kräftiger Realismus hervortreten, so liegt doch über ihnen fast durchweg jene künstlerische Beherrschtheit, die ägyptische Werke „über das gewöhnliche Getriebe erhebt“ (S. 18; dazu die erfrischende Bemerkung in Anm. 42), ein Zug ägyptischer Kunst, der sich am deutlichsten am Königsbilde beobachten läßt. Dieses zeigt, gemäß der einzigartigen Stellung, die der König in Ägypten einnimmt, stets einen deutlich idealisierten, gesunden und jugendlichen Körper. Eine Ausnahme ist es, wenn Amenophis IV. diese Bindung an Würde und Stellung, denen Kunst und Königtum, jedes auf seine Art, unterliegen, bis zu einem gewissen Grade zu durchbrechen wagt. Natürlich tritt zu allen Zeiten eine gewisse Lockerung des sich sonst durch würdevolle Haltung auszeichnenden Bildes da ein, wo bestimmte Tätigkeiten, Situationen oder gar der Ausdruck augenblicklicher Gemütsbewegung dargestellt werden sollen. Und gerade letzterer kann besonders eindrucksvoll und ergreifend wirken, aber doch nicht dadurch, daß er sich in Bewegungen der Gesichtszüge äußert, was nie begegnet, sondern weil jene Gefäßtheit auch die sozusagen pantomimisch dargestellte Gemütsbewegung durchaus beherrscht. Wenn sich somit auch hierin zeigt, daß ägyptischer Kunst das uns so selbstverständliche organische Bilden noch fehlt, so erfüllen ihre Werke dennoch ohne weiteres alle Forderungen, die an ein echtes Kunstwerk zu stellen sind. „Ägyptische Bildwerke sind, so könnte man sagen, als Kunstwerke organisch, aber nicht als Nachbildungen von Lebewesen“ (S. 23).

Diese hier skizzierten und andere Fragen zum ägyptischen Porträt (Rolle des Bildnisses im Totenkult, Entstehung eines Bildnisses u. a.) schließt eine kurze Einordnung der Bildnisse in die ägyptische Staatgeschichte. In einem Anhang gibt Sch. in knappen Zügen eine Übersicht über die Grundlagen ägyptischen Kunstschaffens, wobei er seine für die ägyptische Kunstforschung grundlegend gewordenen Anschauungen insbesondere gegen so völlige Mißdeutungen verteidigt wie solche, die in der ägyptischen „Geradvorstelligkeit“ die bewußte Abänderung eines andersartigen optischen Eindrucks irgendwelchen ästhetischen

oder gar ethischen Prinzipien zu Liebe sehen wollen. — Der Leser wird die bei dem engen Raum verhältnismäßig große Zahl von 46 Tafeln, die einen guten Eindruck von Meisterwerken ägyptischer Bildniskunst vermitteln, dankbar begrüßen, während der Forscher die so gelehrten wie geistreichen Anmerkungen besonders zu schätzen wissen wird.

Posener, G.: La première Domination Perse en Égypte. Recueil d'inscriptions hiéroglyphiques. Kairo: Institut Français d'Archéologie Orientale 1936. (IX, 206 S., 17 Taf.) 4° = Bibliothèque d'Études publiée sous la Direction de P. Jouguet. t. XI. Bespr. von Hans Bonnet, Bonn.

Aus der Achämenidenzeit sind nur wenige historische Inschriften auf uns gekommen. Sie sind fast alle wohl bekannt, aber an weitverstreuten und oft schwer zugänglichen Stellen veröffentlicht. P. unternimmt es, sie gesammelt und in einer Form vorzulegen, die sie auch solchen zugänglich macht, die des Ägyptischen nicht kundig sind. Er fügt daher den Abschriften Übersetzungen bei und versieht sie mit einem ausführlichen sprachlichen und sachlichen Kommentar. In einem besonderen Abschnitt reiht er die historischen Aussagen der Texte unter Hindeutung auf die wichtigsten Probleme in die geschichtlichen Zusammenhänge ein, um auch auf diese Weise Fernerstehenden die Arbeit zu erleichtern.

Bei der Wiedergabe der Texte ist es des Verf.s Anliegen, den Erhaltungszustand unmittelbar deutlich werden zu lassen. Ergänzungsvorschläge sind daher in einen besonderen Abschnitt verwiesen. Auf die Möglichkeit einer Nachprüfung ist ausreichend Bedacht genommen, indem von den Texten, die nicht schon anderwärts in mechanischer Wiedergabe vorliegen, Photographien beigelegt sind. Daß diese bei schwer lesbaren Stellen nicht immer ausreichen, ließ sich schwerlich vermeiden.

Die Sammlung umfaßt 117 Inschriften aus der Zeit von Kambyes bis auf Artaxerxes I. Zumeist sind es freilich nur kurze Weihungen oder bloße Namensaufschriften auf Vasen und Kultgeräten. Von größeren Inschriften sind die bekannten Texte auf den Statuen des Uzahor zu nennen, ferner die Inschriften aus dem Serapeum von Memphis. Von den letzteren ist der Denkstein des Apis, der im sechsten Jahr des Kambyes beigelegt wurde, von besonderem Interesse. Er ist oft erwähnt und auch übersetzt, aber nie in extenso veröffentlicht worden. So konnte geschehen, daß man bisher völlig über Zeichenreste hinweg sah, aus denen hervorgeht, daß dieser Apis im 27. Jahr des Amasis geboren bzw. inthronisiert wurde. Man hatte sich gewöhnt, ihn mit dem

Apisstier gleichzusetzen, den nach Herodots und anderer Bericht Kambyses umbrachte. Diese Gleichsetzung ist nun zum mindesten erschwert; denn nach Herodot geschah der Frevel des Königs bei der Einführung des Apis. Die Zweifel an der Geschichtlichkeit des Ereignisses werden damit von neuem verstärkt.

Weitere Abschnitte umfassen die Texte der Denksteine, die Darius I. an dem von ihm angelegten Kanal errichtete sowie die verhältnismäßig zahlreichen Inschriften persischer Beamter in den Steinbrüchen des Wadi Hammamat. Die letzteren werden im wesentlichen nach der Publikation von Couyat-Montet geboten. Von den Texten des Darius ist der der Stele von Kabret (bzw. Schaluf) durch sorgfältige Sammlung und Einarbeitung aller zugänglicher Fragmente erheblich verbessert.

Inedita fehlen nicht ganz, treten aber an Zahl wie an Bedeutung zurück.

Schütz, Dr. Alfred R.: Der Typus des hellenistisch-ägyptischen Hauses im Anschluß an Baubeschreibungen griechischer Papyrusurkunden. Würzburg: Konrad Triltsch 1936. (VII, 76 S.) 8°. RM 2.50. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Das Büchlein ist eine philologische Arbeit und bietet als solche manches Wissenswerte (termini technici, zeitgenössische Äußerungen zur Verwendung bestimmter Materialien u. dgl.)

Dagegen steht der Verfasser den baulichen und künstlerischen Fragen sowie auch den erhaltenen Denkmälern ohne das nötige Einfühlungsvermögen und ohne die nötige architektonische Vorstellungskraft gegenüber. Er kennt von den vielen angeführten, der Literatur darüber entnommenen und in enger Anlehnung daran beschriebenen Denkmälern, auch den wichtigsten auf ägyptischem Boden, wohl kaum etwas aus eigener Anschauung. So kommt auch kein geschlossenes Bild der fraglichen Typen zustande.

Die Untersuchung, die hauptsächlich von 10 Zenon Papyri (Edgard) und einem verwandten der Papyri, Greci e Latini (P. L. J.) ausgeht, zieht zunächst Grabanlagen als Grundriß-Analogien heran. Wenn in der Folge etwas breit nicht nur altägyptische, sondern auch babylonische und außerägyptisch-hellenistische Hausanlagen zusammengestellt werden, so geht das ebenso zu weit, als wenn zur Grundrißfrage des Bades sogar die Bäder in Gymnasien und Thermen vorgeführt u. besprochen werden. Wichtig dagegen gerade für die nicht-städtischen Anlagen ist die Zusammenstellung unserer Kenntnis zur Rolle von Einzelräumen (vor allem gewerblichen): Aule, Aithrion (Hof und Lichthof), Bäckerei, Rhyme (Verbindungsgang) und Chresteria (zusätzliche Nebenräume) usw.

Auch bei der Grundrißbehandlung der Gartenanlagen ist Mesopotamien, Assyrien und Griechenland beigezogen, trotzdem dies unsere Anschauung der Gartenform auf ägyptischem Boden eher verunklären könnte. Auf Werke wie Maria L. Gothein, Geschichte der Gartenkunst, sollte in diesem Zusammenhang doch nur mit größter Vorsicht zurückgegriffen werden. Eine kritische Betrachtung und richtige Lösung von gemalten und plastischen Gartendarstellungen des ägyptischen und alexandrinisch-hellenistischen Kreises, einschließlich seiner Ausstrahlungen nach Italien, könnte uns hier wohl weiterführen. Wenn im folgenden der Wandaufbau, die Decke, Türen und Fenster behandelt werden, so zerfällt die Darstellung, losgelöst vom Grundrißlichen, in lauter Einzelbemerkungen. Freilich ist hierin wie in dem Schlußabschnitt über die Beschaffung, Verwendung und Wertung der Baumaterialien vieles quellenmäßig belegt, in dienlicher Weise zusammengestellt. Es geht aber wohl doch nicht an, einen Gegenstand, wie er durch die Titelabfassung versprochen wird, ohne eine einzige Abbildung zu behandeln. Man würde wohl eine Abbildung, wenigstens der wichtigsten Analogiequellen, zur Veranschaulichung ihrer mutmaßlichen Beziehung zu den ägyptisch-hellenistischen Denkmalsbeständen, vor allem aber eine Zusammenzeichnung der bekannten Haustypen und einige auf Grund der Untersuchung ergänzte Denkmalsbefunde u. dgl. erwarten.

Keilschriftforschung.

Watelin, L. Ch., u. S. Langdon: Excavations at Kish. The Herbert Weld (for the University of Oxford) and Field Museum of Natural History (Chicago) Expedition to Mesopotamia. Vol. IV. 1925—1930. Paris: Paul Geuthner 1934. (VII, 72 S., 45 Taf.) 4°. 120 Fr. Bespr. von A. Moortgat, Berlin.

Dieser Band ist bereits vor mehr als zwei Jahren erschienen, und die Grabungsarbeiten, über die er berichtet, liegen um noch mehrere Jahre weiter zurück. Langdon hat schon einiges darüber mitgeteilt in dem Journal of the Royal Asiatic Society 1930 S. 601ff. Watelin's Bericht aber über die Tiefschichten in Kisch, der seine letzte Arbeit sein sollte, hat inzwischen nicht an Bedeutung verloren, denn viele von den Funden aus „den frühesten Gebäuden“ und aus dem „Friedhof Y“ fallen in eine Übergangsperiode sumerischer Entwicklung, die bei den anderen Grabungen im Lande bisher nicht immer deutlich geworden ist.

Die ältesten Gegenstände aus der Tiefgrabung nördlich von der großen Zikurrat und

östlich von dem Tempel Ehursagkalama, die mühsam aus dem Grundwasser gefördert werden mußten, sind Steingeräte, die als paläolithisch bezeichnet werden. Da sie unmittelbar unter einer Schicht liegen, die Watelin selbst nach ihrer Keramik der Djemdet Nasr-Zeit zuweist, würde der Verfasser diese Benennung heute selber wohl kaum noch aufrechterhalten. Die Djemdet Nasr-Zeit und selbst noch ältere Perioden im Zweistromlande sind, wie wir heute dank den Grabungen in Uruk, Ninive und Tepe Gawra wissen, vom Paläolithikum unendlich weit entfernt.

Über der Djemdet Nasr-Schicht, die sich in Kisch in allem, was wir von ihr wissen (Bemalte Töpferei, Frittiesiegel), mit gleichartigen Schichten an anderen Stellen deckt, hat Watelin Überreste von Gebäuden aus plankonvexen Ziegeln gefunden, die drei Wiederherstellungen erkennen ließen. Wir müssen uns daran gewöhnen, zwischen der Djemdet Nasr-Zeit und der darauffolgenden Periode, so stark sie auch auseinandergehen mögen, nicht mehr mit dem Messer zu scheiden. Warka hat uns neuerdings gelehrt, daß der plankonvexe Ziegel bereits am Ende der Djemdet Nasr-Zeit auftaucht¹, und in Kisch sehen wir umgekehrt, wie die Siegel aus den „plankonvexen“ Häusern und dem gleichzeitigen Friedhof noch ganz dem Gedankenkreis und dem Stil der späten Djemdet Nasr-Zeit angehören, was Watelin auch richtig erkannt hat (S. 11 Mitte). Zwischen einem Rollsiegel wie KM 92 auf Tf. VII, 2, das aus der Schicht mit bemalter Töpferei stammt, und dem Stück V. 652 auf Tf. XV, 4 aus der Schicht darüber ist in der Tat nicht zu trennen. Unter den plastischen Überresten wieder neigen die Asphaltfiguren Tf. XII mehr der Plankonvex-Zeit zu, der für Watelin noch völlig vereinzelt stehende Tonkopf Tf. XIII, 1 dagegen mehr der Djemdet-Nasr-Zeit. Bessere Exemplare sind seit kurzem bekannt aus Tell Asmar und Chafadschi: H. Frankfort, *Oriental Institute Communications* Nr. 20 1936 S. 72 Abb. 57.

Diese Übergangserscheinungen gelten selbstverständlich nur für die tiefsten Teile des Gebietes Y, denn die Siegelabrollungen Tafel XXXVIII—XL und XXVI, 3 u. 4 beweisen, daß seine Geschichte sich über die Mesilim-Zeit (= ältere Plankonvex-Zeit) etwa bis in die Zeit der Imdugud-Sukurru-Siegel aus Fara erstreckt, und einige Grabbeigaben des Friedhofes Y reichen sogar bis in die Ur I-Zeit hinab.

Auch in der „Roten Schicht“ sind die Funde durchaus nicht alle gleichzeitig. Sie gehören

aber im ganzen einer etwas späteren Zeit an als diejenigen, die im Gebiet Y unter der sogenannten Sintflut-Schicht gefunden wurden. Auf der Schiefertafel Tf. XXVIII, 1 ist ein Löwe eingeritzt, der nach der Zeichnung seiner Mähne noch in die Mesilim-Zeit gehören könnte, das Köpfchen Tf. XXIX, 4 dagegen trägt einen Hut, der bezeichnend ist für eine Gruppe von Rollsiegeln, die von der Lugalanda-Zeit in das Akkadische Zeitalter hinüberleiten (vgl. z. B. L. Delaporte, *Musée du Louvre, Cylindres orientaux* Tf. 68, 8). Dazu stimmen auch die gezeigten Rollsiegel aus der Roten Schicht. Das Stück auf Tf. XXXV gehört dem Ende der Ur I-Periode an, dasjenige auf Tf. XXXIV mit einer sehr schön gearbeiteten Götterkampfszene ist nur in der akkadischen Zeit denkbar. Wo die Statuette Tf. XXVIII, 2, die in die Ur I-Zeit zu setzen ist, gefunden wurde, geht aus dem Text nicht hervor.

Würde die Veröffentlichung mehr genaue Grundrisse und Grabungsschnitte bieten, so könnte man wahrscheinlich die große Entwicklung, die vom Ende der Djemdet Nasr-bis in die Akkad-Zeit trotz der sogenannten Flut-Schicht ziemlich ununterbrochen durchgeht, nicht nur an den Funden, sondern auch rein schichtenmäßig verfolgen.

Lautner, Prof. Dr. Julius Georg: *Altbabylonische Personenmiete und Erntearbeiterverträge*. Leiden: E. J. Brill 1936. (XX, 262 S.) gr. 8° = *Studia et Documenta ad iura Orientis antiqui pertinentia*, Vol. I. fl. 10 —.

Oppenheim, Leo: *Untersuchungen zum babylonischen Mietrecht*. Wien: Oriental. Institut der Universität 1936. (XI, 147 S.) 8° = Beihefte zur „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“, 2. Heft. RM 9 —. Bespr. v. P. Koschaker, Berlin.

Beide Schriften sind nahezu gleichzeitig erschienen und berühren sich in manchen Punkten, wenngleich der Arbeitsrahmen O.s weiter gesteckt ist, insofern er Einzelfragen zum babylonischen Mietrecht überhaupt, daher auch der Immobiliarmiete sowohl der alt- wie neubabylonischen Urkunden erörtert, während L. in monographischer Vertiefung sich auf die Personenmiete (Arbeitsverträge) der altbabylonischen Zeit beschränkt. Beide Schriften bestätigen die alte Erfahrung, daß Untersuchungen zum Keilschriftrecht im Grunde Kompagniarbeiten sein müssen, sollen sie wirklich förderlich sein, daß der Jurist, auch wenn er die Quellen in ihrer Sprache und nicht bloß in Übersetzungen zu benützen in der Lage ist, der Unterstützung und Kontrolle des Philologen ebensowenig entraten kann wie umgekehrt. Der Jurist L. war sich dessen bewußt, und wenn

¹) Vgl. vorläufig A. Nöldeke, *Kurzbericht Warka VIII 1935/36*. S.A.: Deutsche Forschung S. 10.

seine Studie philologisch exakt unterbaut ist, so dankt sie dies der Beratung durch einen Assyriologen vom Range Landsbergers. Wenn L. in diesem Zusammenhange auch mich nennt, so möchte ich dies sowie die Geringfügigkeit meiner Beiträge lediglich zur Klarstellung meiner Objektivität hervorheben, weil ich mit zu den Herausgebern einer internationalen Serie von Abhandlungen zur Rechtsgeschichte des alten Orients gehöre, die L.s Buch eröffnet. Nicht dieselbe Umsicht kann man dem Philologen O. nachrühmen. Er hat die in dem Vorworte zu seiner Studie berichtete Gelegenheit, sich von einem so ausgezeichneten Juristen und Kenner des Materials wie San Nicolò beraten zu lassen, anscheinend nicht genügend ausgenützt. Er hätte sonst Ideen und Einfälle, die er zweifellos hat, mehr in Ordnung gehalten und wäre nicht vielfach zu Folgerungen und Ergebnissen gelangt, die juristisch unhaltbar sind. Dies näher auszuführen, ist hier nicht der Platz. Ich darf aber auf meine ausführliche Besprechung des Buchs in der Ztschr. d. Savigny-Stiftung, rom. Abt. 57, 397 f. verweisen, wo dieses Urteil begründet worden ist. In den juristisch weniger durchsetzten Partien seiner Arbeit, bei der Erörterung gewisser Klauseln babylonischer Mietverträge, deren juristisches Verständnis von der Kenntnis bestimmter technischer Einzelheiten, z. B. des Hausbaus, abhängt, bringt er Förderliches bei, und so ist im Ganzen seine Studie, nicht bloß als Materialsammlung, ein schätzenswerter Beitrag zum babylonischen Mietrecht, namentlich der späteren Zeit, der aber in seinen juristischen Teilen nur mit Kritik zu verwerfen sein wird.

Eminent juristisch ist das Buch L.s und leidet darum an einer Schwierigkeit, mit der alle rechtsgeschichtlichen Untersuchungen im Keilschriftrecht zu kämpfen haben. Der Jurist lehnt sie ab, weil ihre Quellen in einer ihm unverständlichen Sprache geschrieben und daher für ihn nicht kontrollierbar sind, dem Assyriologen, dem Historiker wiederum sind sie um so fremdartiger, je juristischer sie sind, weil er sich in der juristischen Begriffswelt nicht auskennt. Hat der Verf. das Mögliche getan, dem Juristen durch Übersetzungen und sprachliche Erläuterungen die Quellen nahe zu bringen, so hätte er vielleicht die Wirkung seines Buches auf Nichtjuristen verstärken können, wenn er juristische Dinge, die dem Juristen selbstverständlich sind, nicht aber dem Philologen und Historiker, manchmal etwas breiter dargestellt hätte.

Ich habe mich mit dem Buche, zum größten Teil zustimmend, an dem oben genannten Orte

vor einem juristischen Leserpublikum auseinandergesetzt und möchte an dieser Stelle nur mehr Allgemeines herausheben. Das Buch verschafft uns das erstmal einen wirklichen Einblick in die rechtliche Organisation der Verwertung menschlicher Arbeit im Zweistromlande vor rund 4000 Jahren, eine Aufgabe, zu deren Bewältigung die heutige Zeit, Deutschland voran, angesichts der ins Unmeßbare gestiegenen Bedeutung der freien Arbeit ein eigenes Arbeitsrecht geschaffen hat. Zwei Formen des Arbeitsvertrags hat das altbabylonische Recht entwickelt. Die eine ist die Personenmiete, hervorgegangen aus der Miete von Sklaven und sonstiger gewaltunterworfenen Personen (Kinder) und sich mit der Sachmiete berührend, wie ja auch der terminus technicus für „mieten“ (akk. *agāru*, sum. *hun*) bei der Personenmiete und wenigstens der Miete beweglicher Sachen derselbe ist. Wird dieser Vertrag mit dem Gewalthaber des Mietlings geschlossen, von dem der Mieter ihn mietet, so wird der Arbeitsvertrag mit einer freien Person aus dem für die Vermietung geschaffenen Formular heraus als Selbstvermietung konstruiert. Der Vertrag ist, wie der Verf. überzeugend nachweist, Realvertrag, d. h. nicht die Einigung der Parteien über die wesentlichen Vertragspunkte (Konsens) genügt, die Vertragsverpflichtungen zu erzeugen, sondern dieser Konsens muß begleitet sein von der Vorleistung einer Partei, und diese Vorleistung besteht hier in dem Antritt des Dienstes dadurch, daß der Mietling in die Hausgemeinschaft des Mieters tritt, in seinen Besitz kommt. Erst dadurch entsteht die Verpflichtung des Mieters zur Zahlung der Miete, zur Rückgabe des Mietlings nach Beendigung der Miete, bzw. zu seiner Freigabe bei der Selbstvermietung. Kann man diese rechtliche Gestaltung wirtschaftlich daraus erklären, daß es sich um Dingung bestimmter Arbeiter handelt, die man als Gesinde erst dann einstellt, wenn man sie tatsächlich zur Verfügung hat, so liegt die Sache bei der zweiten Form des Arbeitsvertrags, der überwiegend und typisch als Erntearbeitervertrag auftritt, anders. Auch er ist Realvertrag, aber die Vorleistung besteht hier in der Voraus- oder Anzahlung des Arbeitslohns, in obligatione aber ist die in der Zukunft zu erbringende Arbeitsleistung eines oder mehrerer Erntearbeiter, wobei es — eine grundlegende Feststellung des Verf. — nicht auf individuell bestimmte, sondern auf Erntearbeiter überhaupt ankommt. Juristisch gesprochen liegt daher eine sogenannte Gattungsschuld vor. Wirtschaftlich ist diese Rechtsform verständlich. Es handelt sich um einen saisonmäßig auftretenden größeren

Bedarf an Arbeitern, dessen Deckung angesichts der Wichtigkeit der Erntearbeit der babylonische Landwirt sich im Voraus zu sichern bestrebt sein mußte. Hierbei kommt es dem Arbeitgeber begreiflicherweise nicht auf individuell bestimmte, sondern nur auf Arbeiter bestimmter Qualität an. Es fehlt der individuelle Zug, wohl auch die Hausgemeinschaft, die der „Personenmiete“ als Gesindevertrag eigen sind. Daher auch die Form der Gattungsschuld. Hierbei handelt es sich offenbar um größere Betriebe, in denen die Erntearbeit nicht von Familie und Gesinde des Bauern bewältigt werden konnte, und dies wird durch eine ungemein sorgfältige und aufschlußreiche Untersuchung der an sich so spröden einschlägigen Verwaltungsurkunden, wie Arbeiterlisten, Arbeitsmarken vollauf bestätigt. Aber diese Erntearbeiterverträge, die mit Obleuten, Vormännern von Arbeitertrupps geschlossen werden, haben nicht die Form von Mietverträgen, so daß der Ausdruck „Gattungsmiete“, wie der Verf. selbst am besten weiß, nur teilweise zutrifft. Sie treten vielmehr auf in Gestalt des šubanti-Vertrags, den zuerst Eilers herausgestellt hat. So bezeichnet man nach dem sumerischen Stichwort šu-ba-an-ti „er hat erhalten“ eine Vertragsform, nach der der Schuldner auf Grund des Empfangs von vorzugsweise vertretbaren Sachen, wie z. B. Geld, Getreide entweder dieselben oder eine Quantität gattungsmäßig bestimmter Sachen zu leisten verspricht. Hier beginnt eine Reihe sehr schwieriger Fragen. Warum wählt man beim Erntearbeitervertrag nicht die Form der Personenmiete, bei dieser, die doch auch Realvertrag ist, nicht diejenige des šubanti-Vertrags, usw.? Ich kann auf diese Fragen nicht eingehen, zumal sie auch nicht alle vom Verf. berührt werden. Nur eines sei noch bemerkt. Man sucht heute bei Erforschung einer bestimmten Kultur gerne zu ihrer „Eigengesetzlichkeit“ vorzudringen. Dazu gehört, daß man über das rein Tatsächliche dieser Kultur hinaus das Denken und Fühlen der Menschen, die sie getragen haben, zu ermitteln sucht. Erst dadurch gelangen wir zu einem wirklichen Verständnis dieser Kultur. Rechtsgeschichte ist aber letzten Endes Kulturgeschichte, und so gehört von diesem Gesichtspunkte aus zu ihren höchsten, freilich auch schwierigsten Aufgaben die Erforschung der juristischen Denkformen einer gegebenen Rechtskultur. Daß diese Denkformen mit denjenigen anderer Völker derselben Kulturstufe vielfach sich decken, wird niemanden überraschen, der vergleichende Rechtsgeschichte getrieben hat. Das sind aber Dinge, die nicht bloß den Historiker, sondern

auch den Juristen schlechthin interessieren sollten. Zu dieser vergleichenden Rechtsgeschichte leistet L. für das von ihm erwählte Gebiet einen wichtigen und grundlegenden Beitrag. So glaube ich nichts Besseres von seinem Buche aussagen zu können, als daß es vollen Anspruch auf das Interesse sowohl des Juristen wie des Historikers und Assyriologen hat.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

al-Fāsi, David Ben Abraham: *The Hebrew-Arabic Dictionary of the Bible known as Kitāb Jāmi' al-Alfāz (Agrōn)*. Ed. from Manuscripts in the State Public Library in Leningrad and in the Bodleian Library in Oxford by Solomon L. Skoss. Vol. I: 8—7. New Haven: Yale University Press; London: Oxford University Press, 1936. (CXI, 600 S.) gr. 8° = Yale Oriental Series, Researches, XX. 35s. Bespr. von C. Brockelmann, Halle a. S.

Unter den Karäern, die sich um die Pflege der hebräischen Philologie in arabischer Sprache verdient gemacht haben, ist David b. Abraham al-Fāsi seit Neubauers Notice sur la Lexicographie im JA 1861/2 bekannt; seine Methode hat schon Bacher, Die ar. Sprachvergleichung des Abulwalid, 1884, S. 11 charakterisiert. Über sein Zeitalter gingen die Meinungen weit auseinander. Da er selbst Sa'adyā zitiert und da er seinerseits von seinem Glaubensgenossen Hārūn b. al-Farağ in seinem al-Muštamil (voll. 1026) zitiert wird, muß er in der 2. Hälfte des 10. Jahrh. geblüht haben. Seine Nisba kann sich nur auf die Herkunft seiner Familie beziehen; er selbst muß in Jerusalem gelebt haben, wie seine gute Kenntnis des hl. Landes und wohl auch seine Vertrautheit mit dem Pers. zeigt, obwohl kaum anzunehmen ist, daß diese Sprache für die jüdische Gemeinde in Jerusalem praktische Bedeutung gehabt hätte, wozu der Herausgeber geneigt scheint. Aus Jerusalem stammen denn auch die beiden, uns erhaltenen Hdss. seines Lexikons und ebenda haben zwei Karäer Levi b. Yefet und 'Alī b. Sulaimān nacheinander Auszüge aus seinem Werke hergestellt.

Der Gāmi' al-alfāz ist noch vor der Entdeckung des Gesetzes der Triradikalität durch b. Haiyūğ verfaßt, der Autor geht daher bei den schwachen Verben von ein- und zweibuchstabigen Wurzeln aus. Er ordnet den Sprachstoff in einzelne Kapp. nach den beiden Anfangsbuchstaben der Wörter, die er mit kurzen Notizen an die Spitze stellt. In der Vokalisation folgt er den Tiberiensern. Zusammen mit dem hebr. wird auch der aramäische Wortschatz der Bibel verarbeitet. Die seiner Meinung nach einbuchstabigen Wurzeln hat er

nicht in das eigentliche Wörterbuch aufgenommen, sondern in der Vorrede zusammengestellt. Dabei geht es nicht ohne Inkonsistenzen ab. So trennt er *Me'ginnaṣ lēb* Thr. 3. 65 von seinen Verwandten, die er auf S. 333 behandelt, und verbindet es mit *hōgā* „betrüben“ *mēzē rā' āb* Dt. 32, 24 verbindet er mit dem aram. *ēzē*. Trotz seines Karäertums zitiert er nicht selten die Mischna und den Talmud, vermag dessen Sprachgebrauch aber zuweilen mit der m.a.lichen Terminologie. Seine Quellen und Vorgänger nennt er kaum je. Zweimal nur nennt er Sa'adyā, um ihn zu kritisieren. Die berühmte *Risāla* von Jehūdā b. Qoraiš an die Judengemeinde zu Fās nennt er nie, obwohl seine Methode der hebr.-arab. Sprachvergleichung sicher durch sie beeinflusst ist. Vereinzelte Berührungen mit dem Mahberet des Menahhēm b. Sārūq erklären sich vielleicht daraus, daß beide dieselben Quellen benutzten. Diese seine Vorgänger nennt er immer nur allgemein *qaum*, *ba'd al-mu'allimīn* usw., die Grammatiker als *Ahl al-luḡa*. Da wir von diesen seinen Vorgängern wenig wissen, ist sein ausführliches Werk eine höchst wichtige Quelle für die Geschichte der hebr. Sprachwissenschaft.

Der Herausgeber, dem wir schon eine ausgezeichnete Ausgabe von 'Alī b. Sulaimāns Genesiskommentar (Philadelphia 1928) verdanken, hat alles getan, das Werk zu erschließen, was man billig verlangen kann. Der kritische Apparat verzeichnet nicht nur die LA der Hdss. und der Epitomatoren, sondern verweist für den Text auch auf Kennicott. Am Fuß jeder Seite sind die Bibelzitate vollständig nachgewiesen. Die Einleitung unterrichtet präzise über alle das Werk betreffenden Probleme. Für den Schlußband, dem wir mit Spannung entgegensehen, verspricht der Verf. auch eine Untersuchung über den Sprachgebrauch des Autors, die den Arabisten besonders willkommen sein wird. Hoffentlich beschränkt er sich dabei nicht auf das Lexikon; eine Untersuchung seiner Syntax ist um so erwünschter, da der unglückliche Friedländer nicht dazu gekommen ist, seine Untersuchung über die Grammatik des Maimonides zu veröffentlichen. Um dem Herausgeber nicht vorzugreifen, erwähne ich nur den mir bisher noch unbekannten Gebrauch von *arāda* zur Umschreibung des Futurums auch von Sachen.

No. 2. Kr. 3.75. Bespr. von W. Rudolph, Gießen.

Der Verfasser bekämpft die weitverbreitete, besonders eindrucklich von Greßmann (Der Messias, 1929, S. 83ff.) vertretene Ansicht, daß *ביום ההוא* — warum ist auf dem Titelblatt *ההוא* mit langem *a* transkribiert? — ein eschatologischer Terminus technicus sei. Er geht aus von der Verwendung des Ausdrucks in Erzählungstexten, wo er natürlich keinen eschatologischen Sinn hat, sondern entweder „an demselben Tage“ oder ein feierlicheres „damals“ (auch: „bei jener Gelegenheit“) bedeutet, besonders um ein bestimmtes Ereignis stärker herauszuheben. Genau derselbe Sprachgebrauch liegt nun aber auch in einer ganzen Reihe von prophetischen Stellen vor (S. 9—15), auch in eschatologischen Zusammenhängen, wo mit *ביום ההוא* nur die Gleichzeitigkeit verschiedener künftiger Ereignisse betont wird. Solchen Stellen stehen andere gegenüber, in denen die Formel einen absoluten, d. h. auf den (nicht im Text genannten) „Tag Jahwes“ bezüglichen Sinn zu haben scheint; aber nach M. handelt es sich hier durchweg um Interpolationen, bei denen *ביום ההוא* lediglich die Rolle einer redaktionellen Verbindung („an editorial connective formula“) spielt und fast durchweg außerhalb des Metrums steht (S. 16—51). Da auch bei den im Rest bleibenden zweifelhaften Fällen (S. 52—55) nirgends die eschatologische Deutung des Ausdrucks erforderlich ist, so kommt M. zu dem Ergebnis, daß *ב'ה* nirgends im AT als eschatologischer Terminus technicus begegnet. — Daß an den *ב'ה*-Stellen in dem von M. angenommenen Umfang Interpolationen vorliegen, ist ebenso zu bestreiten, wie daß dabei *ב'ה* fast immer rhythmisch nicht unterzubringen sei. (Das letztere ist nur der Fall, wenn man mit M. Mischmetren leugnet.) Aber darauf kommt es hier nicht an. Denn 1. bleiben genug Fälle übrig, in denen M. recht hat, und 2. ist an den Stellen, an denen er nicht recht hat, fast nirgends die Annahme eines eschat. term. techn. notwendig. Immerhin bleiben einige Stellen übrig, an denen mir der Ausdruck im absoluten Sinn zu stehen scheint: zwar nicht Zef 3₁₁, wo M. selbst vorübergehend diese Möglichkeit erwägt (S. 49), wohl aber Jes. 2₁₁ 4₂, vielleicht auch Am 8₉ 13. Insofern erscheint das Ergebnis M.s überspitzt, aber darin hat er zweifellos recht, daß *ב'ה* von Haus aus eine neutrale Zeitbestimmung ist, die ihren Sinn erst aus der Beziehung zum Kontext erhält. Für viele Stellen ändert sich damit sachlich gegenüber der bisherigen eschatologischen Auffassung nichts, nämlich dort, wo *ב'ה* an eine eschato-

Munch, Peter Andreas: *The Expression Bajjēm Hāhū'.* Is it an eschatological Terminus technicus? Oslo: In Komm. b. H. J. Dybwad 1936. (69 S.) gr. 8°. = Avhandl. utg. av Det Norske Videnskaps-Akademi i Oslo. II. Hist.-Filos. Klasse 1936,

logische (oder eschatologisch umgedeutete) Aussage anknüpft. Aber das Verdienst der mühevollen Untersuchung M.s besteht darin, daß man künftig nicht mehr aus der bloßen Tatsache, daß ein Vers oder Abschnitt mit (היה) 'ה' beginnt, auf einen eschatologischen Inhalt schließen darf. Dasselbe gilt für באהרית הים (S. 7). — Die neuesten deutschen Kommentare zu Jesaja (Procksch, Jesaja I; Rudolph, Jes. 24—27), Jeremia (Volz) und Deuterojesaja (Volz) sind nicht benützt.

Buber, Martin: *Königtum Gottes*. 2., verm. Aufl. Berlin: Schocken Verlag 1936. (LXI, 295 S.) 8° = Das Kommende. Untersuch. z. Entstehungsgeschichte des messianischen Glaubens, I. RM 7.50; Lw. 9.50. Bespr. von A. Weiser, Tübingen.

Die erste Auflage des Werkes von B., das sich mit der Entstehung der israelitischen Theokratie befaßt, ist 1932 erschienen und zwei Jahre später vergriffen gewesen. Die vorliegende Neuauflage unterscheidet sich im Text selbst — abgesehen von ganz geringfügigen Änderungen — nicht, so daß in dieser Beziehung einfach auf die Besprechungen der Erstauflage, von denen mir die Anzeige durch W. Baumgartner in der Deutschen Literaturzeitung 1933 die beste zu sein scheint, verwiesen werden kann. Eine Vermehrung haben die Anmerkungen erfahren, in denen die neuere Literatur eingearbeitet wurde. Besonders hervorzuheben ist hier die Entgegnung gegen Eißfeldts Schrift „Molk als Opferbegriff im Punischen und Hebräischen und das Ende des Gottes Moloch“ (1935) auf S. 211 bis 225, wo B. sich mit den einzelnen Argumenten Eißfeldts auseinandersetzt, an der Existenz einer westsemitischen Malkgottheit festhält und die Sitte des Kinderopfers in der Jahwereligion, der er sehr skeptisch gegenübersteht, gegebenenfalls als unter dem Einfluß des westsemitischen Malkgottes auf den volkstümlichen Jahwekult entstanden erklärt.

Während die Anmerkungen mehr den Einzelfragen vorbehalten sind, hat B. in einem zweiten Vorwort Stellung genommen zu den Einwendungen, die dem Ganzen seiner Fragestellung gelten. Er bespricht da das Verhältnis von Gott als Herr und Gott als Herrscher in Auseinandersetzung mit L. Köhler, *Theologie des A. T.* 1936 S. 12f.; ferner die Beziehungen und Unterschiede zwischen Jahwe als Melek und dem semitischen Malkgott gegenüber Caspari, *Lieder und Gottessprüche der Rückwanderer*, 1934, S. 154, und äußert sich in Erwiderung auf Caspari, *Luthertum I* 1935, S. 193 bis 206 über Begriff und Wesen der Theokratie. Am ausführlichsten geht B. ein auf die genannte Besprechung seines Werkes durch Baumgartner

und sucht im Rahmen der Frage nach der Entstehung des Volkes Israel und nach der Herkunft des Jahweglaubens die Tradition des vormosaïschen Jahweglaubens gegenüber der in der atl. Wissenschaft üblichen Annahme der Herkunft des israelitischen Jahweglaubens aus der Mosezeit mit meines Erachtens nicht hinreichenden exegetischen und religionsgeschichtlichen Erwägungen zu stützen. Das Problem des Jahwenamens möchte er durch die Annahme eines Übergangs von dem Trigramm Jahu (als Ausruf = Ha Er!) in das Tetragramm Jahwe (Verbalform = Er ist da) dahin wenden, daß es sich in Ex 3 und 6 nicht um die Offenbarung eines neuen Namens handle. Anschließend versucht er auch die sog. Keniterhypothese, wonach der Jahweglaube durch die Israeliten von den Kenitern übernommen sei, im Sinne einer „Göttervereinigung“ dahin zu modifizieren, daß nicht von einer Bekehrung Israels zu dem Gott der Keniter die Rede sein könne, sondern Israel erkenne, daß „sein Volksgott der Erdgewalten walte“ und die Keniter merken, daß ihr Bergfeuergott Stämme errettet (Ex 18). Endlich sucht B. seine These der frühen Theokratie zu halten gegen die Einwände von Rads (Theol. Wörterb. z. N. T. hrsg. von Kittel I 568), der der Auffassung von Jahwe als Melek nicht die generelle theologische Bedeutung zumißt, die ihr B. gegeben hat.

Das geistreiche Werk B.s wird auch weiterhin anregende Wirkung ausüben. Die Exegese, auf der die Grundthesen aufgebaut sind, scheint mir an vielen Punkten — auch in den neuen Teilen der 2. Auflage — nicht zwingend und nicht immer sicher genug fundiert; es ist darum nicht zufällig, wenn das Buch weithin Bedenken wachgerufen hat.

Semitistik, Islamistik.

Charles, le P. Henri: *Le Christianisme des Arabes nomades sur le Limes et dans le désert syro-mésopotamien aux alentours de l'Hégire*. Paris: Ernest Leroux 1936. (XI, 114 S.) 4°. = Bibliothèque de l'École des Hautes Études, Sciences religieuses, Vol. LII. 25 Fr. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Muß sich denn jeder eine eigene Transkription zurechtlegen? wie Charles sie (S. XI) aufzustellen versucht und dann ganz willkürlich und unverständlich anwendet: Išo'yahb, Jesuiab, Jesujabus; Hnanjésu und Henanišo; Boşra, Çauma, Başra; °Ady oder °Ady, aber Arbāyeh und Arabayé oder Arbāyē. „Le ta marbāyat est accentué avec un a“ (S. XI), mit dem Ergebnis: Kwfāt neben Kwfā, Hýrat, Roşafa, Jabalat ibn al-Ayhām; usw. Hinzutreten peinliche Druck(?)-Fehler, z. B. Sirst für Se'ert (S. 23). Bei alledem macht das ziemlich apodiktische Urteil über die benutzten Vorlagen (S. 11—25) beim ersten Lesen den Eindruck, als ob es auf, oder auch auf eigener Wertung des Verfassers

beruhe. Die im Anschluß an Peeters vorgebrachten Bedenken gegen den historischen Wert der Chronik von Arbela (S. 22, vgl. 9) wurden gleichzeitig mit vorliegender Abhandlung von Ortiz de Urbino zusammengetragen zu einer Sondermonographie in *Orientalia Christiana Periodica* 2, die also Ch. noch nicht bekannt sein konnte. Für die Feststellung der Namen hätten auch G. Hoffmanns Auszüge in *Abh. f. d. K. d. M.* VII 3 einige Dienste leisten können.

Gewiß ist es schwierig, sich aus Übersetzungen und sekundärer Literatur bei den Namen zurecht zu finden. Aber Ch. genoß die Unterstützung zahlreicher namhaften Orientalisten (S. 1). Sie hätten wohl auch geholfen, die Namen einfach in schlichte französische Ausspracheform zu bringen. Mit dem Charakter der Sammlung, in deren Reihe diese Studie erscheint, dürfte sich das wohl vertragen haben. Dann wären die des Orientalischen Unkundigen, d. h. Verfasser und die Mehrzahl der Leser, nicht verwirrt worden, und der Orientalist, der es stets begrüßen wird, wenn Fernerstehende sich ernsthaft in die ihnen zugänglich gemachten Quellen einarbeiten, träte dieser sonst förderlichen Studie nicht so skeptisch gegenüber.

Denn, soweit ihm erreichbar, hat Ch. die Quellen mit gutem Verständnis auch für die sog. heterodoxen Kirchen auf die Frage hin untersucht, wie sich das Christentum bei Beduinen, zunächst östlich vom Limes Palmyra-Damaskus-Petra, dann aber auch am (Großen) Chabur, auf dem Sindschar-Gebirge und in Ober-Mesopotamien verbreitete und kirchlich organisiert wurde. Die erste Berührung erfolgte bei Einsiedlern, auch Styliten, am Wüstenrand. Bei einzelnen siedelten sich dann Jünger an; wofür als Beispiel die freilich westjordanische 'Parembole' des hl. Euthymios nach der „Geistlichen Wiese“ des Johannes Moschos zur Verfügung steht (40ff.). Außerdem unternahmen Beduinen Pilgerfahrten zu den Gnadenstätten, vorab des hl. Sergius. Etwas wirkten auch selbst Bistümer in die Wüste hinein. Besonders aber geht Ch. den in den Listen auftretenden 'Bischöfen der Araber' oder 'der Taghleb' nach und zeigt, wie die Jakobiten unter systematischer Massenordination von Missionsmönchen und Zelpriestern ganzen Beduinenstämmen ihr Christentum brachten, das bis ins 9. Jahrhundert nachweisbar bleibt.

Wenn auch zu berücksichtigen ist, daß die zur Verfügung stehenden Quellen vorzugsweise jakobitisch sind, so bleiben doch die Darlegungen des Verfassers beachtenswert, auch für das nestorianisch-jakobitische Verhältnis überhaupt. Und sie leisten nebenher noch den Dienst, wieder auf den städtischen Charakter des Islam hinzuweisen (S. 97, vgl. 19). Das ist wichtig zu einer Zeit, da in geopolitische Allgemeinsätze wieder die Behauptung vom "Islam als Religion der Wüste" eindringt. Sie tauchte vor Jahrzehnten vorübergehend bei vereinzelter Fachmännern auf, nachdem sie

bereits angedeutet war in dem sonderbaren Theorem Hegels: „Die muhammedanische Religion nahm ihren Ursprung bei den Arabern: hier ist der Geist ein ganz einfacher, und der Sinn des Formlosen ist hier zu Hause; denn in diesen Wüsten ist nichts, was gebildet werden könnte.“ (Philosophie der Geschichte, Ausg. Glockner, XI 455.)

al-Baihaqī, 'Alī b. Zaid: *Tatimma siwān al-hikma*. Ed. Moḥammad Shafī'. Fasc. I: Arabic Text. (5, 209 S., 2 Handschriftenabb.) Fasc. II: Persian Version. (121 S., 1 Handschriftenabb.) Lahore: Motilal Banarsi Dass, Punjab Sanskrit Book Depot 1935 = Panjab University Oriental Publications Series No. 20. Bespr. von Franz Rosenthal, Berlin.

Die Fortsetzung und Ergänzung des *siwān al-hikma* von Abū Sulaimān as-Sigistānī durch 'Alī b. Zaid al-Baihaqī (gest. 565 H.), die in der vorliegenden Gestalt aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens stammt, ist seit fast 60 Jahren der modernen Wissenschaft bekannt als eine willkommene, freilich oft auch nicht beachtete Quelle zur Erweiterung unserer Kenntnis der arabischen Gelehrten Geschichte. Nachdem Sachau zuerst den Abschnitt über Bērūnī in der Einleitung zu seiner Ausgabe der *ātār al-bāqija* herangezogen hatte¹, ist sie der Gegenstand einer Reihe von Aufsätzen gewesen, unter denen aus neuester Zeit die glänzende Monographie von Muḥammad Khān Qazwīnī hervorzuheben ist². Besonders Baihaqīs Khajām-Biographie hat als die früheste, die noch dazu von jemand verfaßt ist, der den berühmten Gelehrten und Dichter persönlich kannte, starke Aufmerksamkeit gefunden. Überhaupt liegt ein guter Teil des Wertes der *tatimma* darin, daß in ihr vorzugsweise dem Verfasser räumlich und zeitlich nahestehende Persönlichkeiten aufgeführt werden.

Jeder der 111 Artikel des Werkes enthält die eigentliche Vita, die einige Nachrichten aus dem Lebenslauf des behandelten Gelehrten und — meist spärliche — Angaben über seine literarische Tätigkeit bringt. Sie kann sich mitunter mangels an Fakten bloß auf einige wenig sagende anerkennende Bemerkungen beschränken oder gar, was vereinzelt geschieht, ganz fortfallen. An die Vita schließt sich eine Sammlung von Aussprüchen an, manchmal verbunden mit Zitaten aus einem ausdrücklich genannten Werke des Gelehrten. Diese zweiteilige Form wird auffälligerweise auch durch-

1) Leipzig, 1878, S. Lff.

2) Bist Maqālah II, Teheran, 1934. Weitere Literaturangaben s. *Orientalia* NS VI, 1937, S. 27, Anm. 3.

brochen, indem Baihaqī den Sentenzenteil, zu dem es ihm ja nie an Material mangeln konnte, vergißt, so in der Vita Khaijāms. In der Tat ist diese Verknüpfung von βλος und γνῶσις, durchgeführt an einem ganzen Buch, also eine besondere Literaturform darstellend, in der Gelehrtenbiographie¹ höchst merkwürdig und äußerst selten. Als Vertreter dieser Literaturform sind im wesentlichen zu nennen Siğistānī mit seinem *šiwān al-hikma* (vermutlich²), Mubaššir b. Fātik mit seinem *muhtār al-hikam* und Šahrazūrī, der in seiner *nuzhat al-arwāh* sowohl Mubašširs wie auch Baihaqīs Werk ausschreibt und mit seinem Buch diese beiden auch im Orient stark zurückgedrängt hat. Wenn man nun bedenkt, daß sowohl bei Siğistānī wie auch bei Mubaššir die alten, vorzüglich die griechischen Philosophen behandelt werden, so sieht man sich in die Richtung gelenkt, aus der diese fremd wirkende Form, die im Gegensatz zu der übrigen verwandten Literatur, der Biographik und der reinen Sentenzensammlung, so wenig Vertreter gefunden hat, hergekommen zu sein scheint. Es ist genau die Form griechischer Philosophengeschichte, wie sie uns bei Diogenes Laertius deutlich entgegentritt, zumal wenn man sich nicht von der überwältigenden Menge an Stoff, die Diogenes zusammengehäuft hat, beirren läßt und sich an die weniger umfangreichen Viten hält³. Sie hat durch unbekannte Zwischenglieder und in völliger Verflachung zu Lexikonartikel + Gnomologie ihre Form den Arabern übergeben, die sie freilich für ihre wissenschaftliche Biographik nicht angenommen haben; sondern nur in vereinzelten Fällen ist mit ihr ein Versuch gewagt worden, von denen einer das vorliegende Werk des Baihaqī ist.

Die Edition von Moḥammad Šafī' ist auf dem Text der Berliner Handschrift Pet. II 737 aufgebaut. Sie ist schlechter als die drei Handschriften, die sich in Konstantinopel befinden, so daß deren bessere Lesarten trotz ihrer Selbstverständlichkeit im Text in eckigen Klammern erscheinen. Das hat wohl seinen

Grund darin, daß dem Herausgeber diese Handschriften erst später bekannt geworden sind. So führt er ihre Sigel auch nicht in dem Abkürzungsverzeichnis auf S. ى—ن auf, sondern erst auf S. 313, wo anschließend auch ein Teil der variae lectiones nachgetragen wird. In der schwierigen Frage der Lesarten ist der Herausgeber, wie ich mich durch Vergleichung eines Stückes der Leidener und der Berliner Handschrift überzeugt habe, äußerst gewissenhaft vorgegangen. Es ist, wenn man die sorgfältigen Berichtigungen auf S. 350—359 berücksichtigt, nichts Erwähnenswertes hinzuzufügen. Besonders danken wird man es dem Herausgeber, daß er zu jedem der behandelten Gelehrten, Büchertitel usw. Nachweise aus der arabischen Literatur, vor allem aber auch aus der europäischen Literatur und die Stelle bei Brockelmann angibt. Freilich wäre es vielleicht besser gewesen, mit diesen Angaben nicht den Variantenapparat zu belasten, da ja bei ihnen Unvollständigkeit und Veraltung nicht zu vermeiden ist. So fehlt z. B. bei den Angaben über das Todesjahr des Muḥammad b. Zakarijā ar-Rāzī (S. 7 Anm. 7) die entscheidende Stelle aus der Risāla Bērūnīs, die jetzt auch im arabischen Text von P. Kraus veröffentlicht worden ist (Paris, 1936). Zu der Bemerkung über den Vater des 'Alī b. Rabban aṭ-Ṭabarī, daß er 'ilm bil-ingīl besessen habe (S. 9 Anm. 3), hätte man statt des Hinweises auf die falsche Nachricht Ibn al-Qifṭīs über sein Judentum lieber die Erwähnung des authentischen Zeugnisses über seine christliche Herkunft gesehen (cf. M. Meyerhof, ZDMG 85, 1931, S. 38ff.). Das Aristoteleszitat, das Baihaqī über 'Isā b. Ishāq mittelte (S. 68f.), ist eine bekannte Stelle der „Theologie“ (ed. Fr. Dieterici, Berlin 1882, S. 8f; cf. L. Massignon, Textes inédits, Paris 1929, S. 176). Ferner sei erwähnt, daß die Nisbe des Abū l-'Abbās (S. 120 und 155) wohl nicht Lūkārī, sondern Laukarī lautet (cf. S. Pines, Beiträge zur islamischen Atomenlehre, Berlin 1936, S. 39 Anm. 2, wo als Titel des bei Baihaqī *bajān al-ḥaqq biḍamān aš-šidq* (?) genannten Werkes die Form: *bajān al-ḥaqq wa-mīzān aš-šidq* gegeben ist). Umgekehrt freilich ist neben Nauqānī (S. 165) die einheimische Form Nūqānī, Jāqūt, *Mu'gam* 4, S. 824, belegt. — Außer diesem nützlichen Wissensstoff, den Šafī' uns in den Fußnoten präsentiert, bringt er noch auf S. 177—225 ein umfangreiches Material von Bemerkungen, unter denen besonders längere Auszüge aus dem persischen *ta'riḫ-i-Baihaq* desselben Verfassers, der noch immer nicht ediert ist, hervorstechen. Wichtige Angaben über Handschriften aus den Katalogen

1) In der Šufi-Biographik, worauf mich Prof. Dr. Hartmann aufmerksam macht, findet sich diese Form ebenfalls. Sie konnte sich dort aus sich selbst heraus entwickeln, da die Gnome als ein literarischer Hauptausdruck des Šafitums galt (cf. T. Andrae, Actes du V^e congrès intern. d'histoire des religions à Lund, 1929, S. 273 ss.).

2) Ein Auszug daraus, der handschriftlich erhalten ist (s. Plessner, Islamica IV, 1931, S. 534ff.), ist noch nicht ediert.

3) Ausdrücklich sei hier auf die bekannte Tatsache hingewiesen, daß irgendeine Kenntnis gerade des Werkes des Diogenes bei den Arabern freilich nicht nachweisbar ist.

indischer Bibliotheken finden sich vielerorts. — Indizes der Personennamen, Ortsnamen und Büchertitel erschließen mit dem Werke Baihaqis gleichzeitig den reichen Wissensschatz, den der Herausgeber zusammengetragen hat.

Die um 1330 hergestellte persische Übersetzung ist im großen und ganzen ziemlich treu. Sie enthält die gleiche Anzahl Viten wie der arabische Text; doch kommt das so zustande, daß an Stelle von vier Viten des arabischen Textes, die im persischen fehlen (Nr. 9; 26; 75; 103 des arab. Textes), vier andere jüngerer Gelehrter eingetreten sind, nämlich des Šihāb ad-dīn as-Suhrawardī al-maqtūl, des Fahr ad-dīn ar-Rāzī, des Našīr ad-dīn aṭ-Ṭūsī und des Rašīd ad-dīn Faḍl Allāh al-Hamaḍānī. Auch ist die Reihenfolge der Artikel nicht völlig gleich. Die Vorrede Baihaqis ist durch eine des persischen Übersetzers ersetzt. An manchen Stellen kürzt dieser beträchtlich. So sind auch gerade die uns besonders interessanten kurzen Bemerkungen Baihaqis in der Ich-Form (Erwähnungen seiner eigenen Werke, Angaben über selbstgesehene Bücher) häufig ausgelassen. Auch zeigt der Übersetzer die Neigung, literarkritische Angaben wegzulassen (so S. 13.; 19₁₁; 83₆; doch siehe dagegen S. 95₄). Der Text ist, da auf einer einzigen, nicht gut erhaltenen Handschrift beruhend, nicht immer sicher und lückenhaft.

Einer im Druck befindlichen Einleitung, die uns Moḥammad Šaffī geben will, können wir mit Spannung entgegensehen; denn seine schöne Edition bürgt für die Güte ihrer Ausführung. Auch darf man wohl hoffen, daß Šaffī seine reichen Kenntnisse und seinen großen Fleiß zur Nutzbarmachung der wichtigen Handschriftenschatze Indiens in der gleichen gründlichen Weise verwenden möge.

Sanders, J. H.: *Tamerlane or Timur the Great Amir*. Translated by J. H. Sanders I. C. S. (retired) from the Arabic life by Ahmed Ibn Arabshah. London: Luzac & Co. 1936. (XVIII, 341 S., 1 Taf., 1 Kte.) 8°. sh. 12/6. Bespr. von W. Hinze, Göttingen.

Das vorliegende Werk stellt die englische Übertragung der arabischen Chronik über Timur Lāng dar, die der Staatsschreiber des Gālā'iriden Aḥmad zu Baghdad, Aḥmad ibn 'Arabšāh, im Jahre 1436 (also 31 Jahre nach Timurs Tod) unter dem Titel *Kitāb 'ağā'ib al-maḡdūr fī aḥbār Tīmūr* verfaßt hat.

J. H. Sanders, ein im Ruhestand befindlicher Beamter des Indian Civil Service, führt seine Bearbeitung mit den Worten ein: „Tamerlane ist heute kaum mehr als ein Name“. Nach diesem nur zu begründeten Hinweis auf die Mangelhaftigkeit unserer Geschichtskennntnis

des Nahen Ostens fährt er fort: „Dabei ist er doch einer der großen Welteroberer, von derselben Art wie Čingiz Hān, Alexander, Attila und Napoleon: kurzum eine Geißel der Menschheit“. Weiter unten lesen wir: „Obwohl Tamerlan keine Größe (greatness) besaß, ausgenommen sein kriegerisches Genie — und dies ist eine der niedersten Arten von Größe (Kursiv vom Rez.) — so ist doch seine Bedeutung (bigness) unbezweifelbar“.

Der Standpunkt, von dem aus Sanders der geschichtlichen Persönlichkeit Timurs entgegentritt, dürfte heute einer streng wissenschaftlichen Prüfung kaum standhalten, insonderheit nicht mehr nach den Forschungen Bartholds¹. Mit der allzu vereinfachten Kennzeichnung „Geißel der Menschheit“ wird man der Erscheinung Timurs nicht gerecht, dessen Bautätigkeit nicht weniger umfassend war als seine zerstörende.

Die ablehnende Haltung Sanders' erklärt sich aus der Tatsache, daß gerade Ibn 'Arabšāh seine Vorstellung von Timurs weltgeschichtlichem Wirken bestimmte. Hier erhebt sich nun die Frage, ob dem Mangel an einschlägigem europäischem Schrifttum über Timur dadurch abgeholfen werden kann, daß einfach die erwähnte arabische Chronik ins Englische übertragen wurde. Man wird diese Frage insofern verneinen müssen, als Ibn 'Arabšāh doch nur eine der recht zahlreichen Quellen zur Geschichte Timurs und seiner Zeit darstellt. Daß Ibn 'Arabšāh seine Chronik aus einer timurfeindlichen Grundstimmung heraus geschrieben hat, läßt sich nicht gut bestreiten, und gerade darin besteht deren Wert für den Geschichtsschreiber, der sonst überwiegend mit gegenteilig befangenen (d. h. lobrednerischen) Quellen zu tun hat. Die Sanderssche Ausgabe des Werkes Ibn 'Arabšāhs führt uns erneut mit allem Nachdruck vor Augen, wie weit wir im allgemeinen noch von einer Geschichtsschreibung entfernt sind, die auf den Orient die gleichen Verfahren anwendet wie auf das Abendland, nämlich die kritische Verarbeitung sämtlicher Quellen.

Die englische Übersetzung selbst geht aus von der arabischen Ausgabe und gleichzeitigen lateinischen Übertragung, die S. H. Manger in zwei Bänden 1767 bzw. 1772 in Leeuwaarden unter dem Titel „Ahmedis Arabsiadae vitae et rerum gestarum Timuri, qui vulgo Tamerlanes dicitur, historia. Latine vertit, et adnotationes adjecit Samuel Henricus Manger“ veröffentlicht hat.

1) Vgl. *Ulugh Beg und seine Zeit*, deutsche Bearbeitung in den Abh. f. d. Kunde d. Morgenl., XXI. Band, Nr. 1, Leipzig 1935, S. 19ff.

Sanders hat nach eigener Angabe diese lateinische Übersetzung durchgängig benutzt. Sie ist aber nicht die erste europäische Bearbeitung gewesen; bereits im Jahre 1658 hatte der Arzt und Ratgeber des Herzogs Gaston von Orléans, Pierre Vattier, in Paris eine französische Übersetzung erscheinen lassen, die ein Jahr darauf eine erweiterte Auflage erfuhr. Diese Vattiersche ziemlich freie und auch nicht fehlerlose Bearbeitung hatte bereits Manger bei seiner Übertragung der Chronik Ibn 'Arabšāhs herangezogen, von der es außerdem mehrere arabische Drucke gibt, z. B. den Cairiner Steindruck von 1868.

Da somit für die Forschung ein Bedürfnis nach einer Neuausgabe nicht eigentlich bestand, hätte man wenigstens erhoffen müssen, daß eine solche in bezug auf Eigen- und Ortsnamen eine Richtigstellung der alten Übersetzungen enthielte. Leider hat Sanders offenbar weder einen orientalistisch geschulten Berater zur Hand gehabt noch die Arbeiten Bartholds und anderer Turkestanforscher herangezogen¹.

Es ist eine mißliche Sache, über die fleißige und von bestem Willen beseelte Sanderssche Übersetzung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus urteilen zu müssen. Sie ist auf jeden Fall eines der zahlreichen Beispiele für die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit zwischen Liebhaber- und Fachorientalisten.

Winkler, Hans Alexander: *Die reitenden Geister der Toten.* Eine Studie über die Besessenheit des 'Abd er-Rādi und über Gespenster und Dämonen, Heilige und Verzückte, Totenkult und Priestertum in einem oberägyptischen Dorfe. Stuttgart: W. Kohlhammer 1936. (VIII, 144 S., 15 Taf.) gr. 8°. RM 6 —. Bespr. von W. Braune, Berlin.

Es ist bekannt, daß Besessenheit, Geister- und Dämonenglaube u. ä. Erscheinungen in der Volksfrömmigkeit des Islam eine große Rolle spielen. Die mystischen Erbauungsschriften und die Heiligenlegenden sind voll von ihnen und selbst die ultraorthodoxen Kritiker der mystischen Volksfrömmigkeit (z. B. Ibn Taimijja) zweifeln trotz gelegentlicher Skepsis in Einzelfällen nicht an der Echtheit der Phänomene, wenn sie sie auch im Gegensatz zum Volke, das sie positiv-heilig wertet, ins Negativ-Dämonische abzu drängen sich bemühen. Wie bedeutend der Glaube die Frömmigkeit bis in die Gegenwart bestimmt, zeigen manche Novellen von Maḥmūd Taimur, wie

drückend er das Bewußtsein noch heute belasten kann, davon ist Interessantes in Ṭaha Ḥusains Selbstbiographie al-Ajjām zu lesen.

Winkler hat es verstanden, während eines mehrmonatigen Aufenthaltes in einem oberägyptischen Dorfe die gewiß nicht geringen Widerstände des Mißtrauens zu überwinden und aus unmittelbarer Nähe eingehend die Welt eines Besessenen zu beobachten. In schlechtem Tatsachenbericht stellt der Verfasser den vom Totengeist seines Oheims „berittenen“ 'Abd er-Rādi, seine Zustände und seine Orakel dar. Augenscheinlich gehört der Untersuchte nicht zu den bemerkenswertesten Phänomenen. Es gibt Untersuchungen über Besessene, die einen höheren Grad von Heiligkeit besitzen als dieser oft im Dunklen tappende Fellach. Der Wert der W.schen Arbeit scheint mir jedoch darin zu liegen, daß der Verf. die ganze Umwelt des Besessenen in die Untersuchung einschließt. In aufschlußreicher Weise wird dargestellt, wie die Persönlichkeit zum Mittelpunkt der Gesellschaft wird, wie ein Heiligtum entsteht und wie sich eine Art Priestertum bildet. Es wird damit eine Arbeit geleistet, die Rudolf Otto (Das Heilige²² S. 199) einmal als sehr dringliche Arbeit gefordert hat: am lebendigen Beispiel der Gegenwart in einer noch sehr viel naiveren Welt wird das Entstehen einer kleinen religiösen Bewegung studiert. Dem Islamforscher wie dem Religionswissenschaftler überhaupt ist durch das Buch wertvolle Belehrung über das religiöse Leben des Volkes im heutigen Ägypten, aber auch wichtige Erhellung der alten Texte geboten.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Meillet, A.: *Esquisse d'une grammaire comparée de l'Arménien classique.* Seconde édition entièrement remaniée. Wien: Mechitharisten-Kongregation 1936. (208 S.) gr. 8°. 10 Schw. Fr. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

Wieder ist einer der großen Gelehrten dahingegangen (am 12. September 1936), deren Forschungen die Arbeiten der zwei letzten Generationen auf dem gesamten Gebiete der Indogermanistik wesentlich beeinflußt haben. Aber mit dem Armenischen beschäftigte sich M. aus einer besonderen Vorliebe heraus. Die erste Auflage des vorliegenden Werkes (1903) geht auf Anregungen des verewigten P. J. Dasian zurück. Und nun hat M. die Kraft seiner letzten Jahre daran gesetzt, die zweite Auflage herauszubringen; ihr Erscheinen ist wesentlich durch die entgegenkommende Vermittlung von P. N. Akinian gesichert worden.

M.s. ausgezeichnete Schüler und langjähriger Mitarbeiter, E. Benveniste, hat bei der Über-

¹) Einige Beispiele fehlerhafter Schreibung seien wahllos herausgegriffen: Shiur Ghatmisch (Siyūrgatmīš), Atrar (Ötrār), Jalabar (Galā'ir), Sarkhas (Saraḥs), Avis (Ovāis), Bir Mahomed Qambar (Pir Moḥammad Qāmbār) usw.

prüfung der linguistischen Fragen mitgewirkt. Einem anderen bewährten Schüler M.s, P. L. Mariès S. J., danken wir den außerordentlich erweiterten, vortrefflichen Index analytique (S. 145—205 gegenüber 5 Seiten der ersten Auflage!).

Der Text scheint bei flüchtiger Betrachtung nicht sehr viel umfangreicher geworden zu sein — neben einen erweiterten Satzspiegel ist eine größere Type getreten. Eine genauere Durchsicht zeigt jedoch, daß M. die ganze Literatur, die in den letzten 30 Jahren zugewachsen ist, gewissenhaft eingearbeitet hat.

Die folgenden vereinzelt Bemerkungen wollen nur als Nachlese gewertet werden.

S. 10. Über die verschiedenen Schichtungen des streng klassischen Armenisch — die „Schriftsprache“ (*grabar*) der „Goldzeit“ (*oskedar*) — cf. Norayr N. Biwzandac'i, Koriwn Vardapet und seine Übersetzungen (alt-arm.) Tiflis 1900. Diese klassische Sprache ist von der Wiener Mechitharistenschule (besonders P. J. Gatherdjan) zuerst scharf abgegrenzt und näher festgelegt worden¹. In der Grammatik von Č'alēxian-Aidynian (9. Aufl. Wien 1885, neuarm.) hat sie eine sorgfältige Darstellung gefunden².

Zur armenischen Bibelübersetzung cf. M. Ter-Movsesjan, Geschichte der [armenischen] Bibelübersetzung (russ.) S. Petbg. 1902 und F. Macler, Le texte arménien de l'évangile d'après Matthieu et Marc, Paris 1919, Introduction. Dazu kommen jetzt verschiedene Monographien von G. Cuendet, St. Lyonnnet u. a.

S. 12s. Die Entlehnungen aus dem Iranischen setzen H. Hübschmann, Chronologie der armenischen Vokalgeseetze, Sprachwissenschaftl. Abh., hrsg. v. L. v. Patrubány, Bd. I., H. 8, Budapest 1898, 129 ss. und A. Meillet, La déclinaison et l'accent d'intensité en Perse. JA 9, 15, 1900, 258 ss. sowie Sur les mots iraniens empruntés par l'arménien, MSL 17, 1912, 242—250 in die arsakidische Zeit, d. h. von dem 1. Jahrhundert n. Chr. an. (S. noch Meillet, De l'influence parthe sur la langue arménienne, REA 1, 1, 1920, 9—14). Demgegenüber betont J. Markwart, Historische Data zur Chronologie der Vokalgeseetze [im Altarmenischen]³, Huschardzan, Wien 1911, 291

—300, erweitert in Caucasica 7, 1931, 10—27, daß eine Reihe von Wörtern bereits in achämenidischer Zeit ins Armenische aufgenommen worden sein müssen¹. Cf. noch (gegenüber Meillet, Sur les termes religieux iraniens en arménien REA 1, 3, 1920, 233—36) Markwart, Ung. Jahrb. 7, 1927, 96 s. A. 1.

S. 13. In der Geschichte des armenischen Alphabets stellt der von M. genannte Aufsatz von Peeters einen wohl entscheidenden Fortschritt in der Auffassung dar; cf. Meillet, REA 9, 1929, 181¹ und K. Mlaker, OLZ 34, 1931, 781 s.

S. 17. Von Aidynians Kritischer Grammatik der neuarmenischen Sprache (neuarm.) Wien 1866 ist 1883 ein Auszug erschienen. Zur Dialektologie cf. noch Adjarians erweiterte armenische Bearbeitung seiner Classification, (Moskau 1911). Die neueren S. 17 aufgezählten Einzelarbeiten Adjarians zu den modernen Mundarten sind, wie mir P. N. Akinian mitteilt, nur in sehr geringer Auflage gedruckt und in Europa fast unzugänglich.

Zur Grammatik des Kilikisch-Armenischen von Karst hätte M. noch seinen eigenen kritischen Artikel in Fincks Zeitschrift f. arm. Philol. 2, 1, 1903, 18—28 erwähnen können. Eine nicht befriedigende Seite des verdienstlichen Karstschen Werkes erwähnt auch J. Markwart, Handes 28, 1914, 49² = Südarmenien, Wien 1936, 53f. A. 1.

S. 17f. Neuere altarmenische Grammatiken nennt noch Meillet, Elementarbuch, 6f. Die heutigen Dialekte und ihre Darstellungen, endlich die beiden modernen Schriftsprachen (West- und ostarmenisch) sind bei M. vorsätzlich außer Betracht gelassen.

S. 18. Adjarians Armenisches Dialektwörterbuch (arm.) Tiflis 1913 wäre zu erwähnen; es ist gegen den Willen des Verfassers veröffentlicht worden, der schon damals und noch mehr heute seine handschriftlichen Sammlungen wesentlich weitergeführt hat. — Von dem Wörterbuch von Calfa — (ich ergänze 1872² unter dem Namen Narbey, Neudruck 1885) — ist eine weitere Auflage erschienen: G. de Lusignan et K. J. Basmadjian, Dictionnaire portatif arménien moderne-français, Constantinople 1915.

S. 24. Zu den armenischen Occlusiven mit tonlosem Einschlag cf. H. Schuchardt, Über das Georgische, Wien 1895, 10 s. E. Sievers, Phonetik⁵, Straßburg 1901, § 438 ss. p. 172. G. Deeters, Armenisch und Südkaukasisch, Leipzig 1927, 40 s = Caucasica 3, 1926, 72 s.,

1) Cf. P. N. Akinian, Die klassisch-armenische Sprache und die Wiener Mechitharistenschule (arm.) Wien 1932, bes. p. 148ss. 199ss. 277ss. (über Gatherdjan und die von ihm angeeiferten Mitarbeiter).

2) Darauf beruht in gewisser Hinsicht Meillets Altarmenisches Elementarbuch, Heidelberg 1913 (= Indog. Bibl. I. Abt., 1. Reihe, 10. Bd.).

3) Dieser Zusatz fehlt im Titel von 1911.

1) Cf. auch die ganz entsprechende Auffassung von H. Hübschmann, Z. f. arm. Phil. 2, 4, 1904, 266.

der l. c. 43 s = 75 s. auch das Verhältnis des armenischen Konsonantensystems zu dem der südkaukasischen Sprachen andeutet, worauf sich M. (absichtlich?) gar nicht einläßt.

S. 43. 46 s. Außer den beiden *l* des Altarmenischen hat M. selbst, Huschardzan, Wien 1911, 209—11 noch ein drittes festgestellt, das allerdings mehr eine phonologische Besonderheit sein könnte; cf. zu M.s Bemerkungen über die Stellung dieses *l* einige Beobachtungen von F. N. Finck über bestimmte mittellarmenische Transkriptionen, Z. f. arm. Phil. 1, 3, 1902, 171 s. 2, 1, 1903, 72 s.

S. 72 oben. Das Zitat „Lykische Studien, 1, 74“, schon in der ersten Auflage von J. Markwart, Huschardzan, 291¹ = *Caucasica* 7, 1931, 10² beanstandet, ist zu ändern in (S. Bugge,) Beiträge zur etymologischen Erklärung der armenischen Sprache, KZ 32, 1893, 72 s.

S. 75s. Zur Vertretung des indogermanischen *ǵō-ǵā*-Suffixes im Armenischen cf. E. Gjandschezian, Beiträge zur altarmenischen nominalen Stammbildungslehre, Diss. Marburg 1900, gedruckt Z. f. arm. Philol. 1, 1, 1901, 33—63, dann A. Meillet, Note sur la flexion des noms en -i. Banaser 2 (1901).

S. 77 ss. Über die Themen auf -n cf. A. Meillet, De quelques archaïsmes remarquables de la déclinaison arméniennes I, Z. f. arm. Phil. 1, 2, 1902, 139—46, H. Osthoff, Zur armen. Laut- und Wortforschung in Sprachw. Abh. hrsg. v. L. v. Patrubány, 2, 49 ss. und Etymologische Parerga 1, Leipzig 1901.

S. 84, Ende von § 51. Über arm. *cungk'* cf. A. Meillet, Z. f. arm. Phil. 1, 146/8.

S. 143. Arm. *gini* „Wein“ hatte W. Tomaschek, DLZ 1883, 1254 von georg. *gvino* (lazedisch *gini*) hergeleitet. S. Bugge, KZ 32, 1893, 83 hält es nicht für kaukasisch; M. erklärt es für „un mot méditerranéen qui se trouve en sémitique et aussi dans le géorgien *gvino* et les autres langues caucasiennes du sud“. Da man das ursprüngliche Vorkommen der wilden Weinrebe in den Landschaften südwestlich des Kaukasus annimmt, scheint A. Nehring, Studien zur idg. Kultur und Urheimat, in Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik 4, 1936, 33 einer kleinasiatischen Etymologie zuzuneigen, cf. auch S. 173.

S. 144. Zu den unerklärten Verwandtschaftsbezeichnungen zählt auch jetzt noch das in der ersten Auflage p. 110 erwähnte, jetzt weggelassene *aner* „Vater der Frau“. H. Adjarian, Arm. Wurzelwörterbuch 1, Erivan 1926, 322 s. vergleicht *ner* „Vater des Mannes“, *ayr* „Mann“ (von **aynr*, ≈ gr. *ἀνὴρ*, cf. M. p. 55, 83, 143), ohne eine Entscheidung zu wagen.

Im einzelnen ergeben sich noch verschiedene Kleinigkeiten; die laufend bearbeiteten Bibliographien zum Armenischen (z. B. im Indogerm. Jahrbuch, in Handēs Amsorya) gestatten dem Interessenten leicht, das Erforderliche nachzutragen. Aber die Grundlage, der ausgezeichnete systematische Aufbau des Werkes, bewährt sich auch in der zweiten Auflage: das letzte Werk M.s ist ein würdiger Abschied von der Wissenschaft.

Halil Beg Mussayassul: Das Land der letzten Ritter. Eine Erzählung aus den kaukasischen Bergen. Angezeichnet von Luise Laporte. München: C. H. Beck 1936. (265 S., 3 Aquarellen, 26 Zeichn.) 8°. RM 4—; Lw. 5.50. Bespr. von Otto Pretzl, München.

Das Büchlein erhebt keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und doch darf die Orientalistik nicht achtlos an ihm vorübergehen. Es schildert das romanhafte Leben eines jungen Avaren aus dem Kaukasus. In der anschaulichsten Weise, wie nur ein Maler schildern und ein Orientale erzählen kann, vermittelt es eine Vorstellung vom Familienleben dieses Bergvolkes, von Volksgebräuchen, von der islamischen Religion und ihren Bildungsstätten, wie sie bis zum Kriege bestanden hatten. Ein großer Abschnitt ist dem im Munde des Volkes fortlebenden Erzählungsgut gewidmet. Das Buch ist mit vielen Zeichnungen und mehreren farbigen Reproduktionen geschmückt, welche für die Kunst Halil Begs charakteristisch sind und sehr stark an die persischen Miniaturmalereien erinnern. Diese wie die Sprache des Buches erwecken immer wieder Entzücken. Man möchte es eher eine Dichtung nennen. Daß dieses durchaus orientalische Kunstwerk erfreulicherweise in unserer Muttersprache entstand, verdanken wir der Zusammenarbeit des Verfassers mit der feinsinnigen Interpretin, Fr. Dr. Laporte.

Sarre, Friedrich: Der Kiosk von Konia. Berlin: Verlag für Kunstwissenschaft 1936; Auslief. durch Schmidt & Günther, Leipzig. (56 S., 41 Abb., 18 Taf.) 4°. RM 24—. Bespr. von Fr. Taeschner, Münster i. Westf.

Als Fr. Sarre, der Verf. der vorliegenden Monographie, i. J. 1895 Konya besuchte, fand er den letzten Rest des einstigen Palastes der rumseldschukischen Sultane, den sog. Kiosk, einen auf der Umfassungsmauer des Burgberges aufsitzenden Pavillon, im wesentlichen noch so vor, wie ihn Texier i. J. 1828, als die übrigen Bauteile des Palastes gerade zerstört wurden, vorgefunden und auf einer Abbildung seines Werkes wiedergegeben hatte. Indessen war er damals schon so baufällig, daß eine genauere

Untersuchung im Innern und eine bauwissenschaftliche Aufnahme nicht mehr möglich war. In der Folgezeit ist dieses Denkmal, das uns gewiß manches von der Kunst der Rumseldschuken hätte sagen können, immer mehr verfallen: am 5. April 1907 stürzte es zur Hälfte ein, und heute ist es gänzlich vom Erdboden verschwunden.

Wenn auch damit die Möglichkeit, irgend etwas maßstäblich Genaueres über den Aufbau dieses Denkmals zu ermitteln, unwiederbringlich dahin ist, so sind doch im Laufe der Jahre aus der verfallenden Ruine so viel Dekorationsstücke in die Hände von Sammler und Sammlungen gekommen, daß zu hoffen stand, daß diese verstreuten Reste uns in ihrer Gesamtheit doch ein gewisses Bild wenigstens von der Dekoration dieses Baues geben könnten. Fr. Sarre hat sich der nicht unerheblichen Mühe unterzogen, von Stücken ausgehend, die nachweislich aus diesem Bau stammen, das in verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen verstreute Material zu sammeln und in der vorliegenden Publikation geschlossen vorzulegen. Das erfreuliche Resultat dieser Bemühung ist, daß wir uns, wenn auch nicht in topographischer Genauigkeit, so doch dem allgemeinen Bestande nach ein recht genaues Bild von dem machen können, was an Dekoration in dem Kiosk vorhanden war (es handelt sich vor allem um Fayencefliesen und Stuckdekoration). Die erst durch diese Bestandsermittlung ermöglichte kunstgeschichtliche Einordnung ergibt für die Stuckdekoration einen näheren Zusammenhang mit der Kunst Nordmesopotamiens (bemerkenswert sind die Analogien zu dem Qara Serai, dem Palaste des Atabek Badraddīn Lu'lu', 1233—59, in Mossul) und Armeniens im 13. Jhdt., für die Fayencedekoration einen solchen mit der Fayencekunst Persiens (Rai, bzw. Kāschān) der gleichen Zeit. Durch das Ergebnis dieser kunstgeschichtlichen Untersuchung der Dekoration des Kiosks wird die bereits früher von Fr. Sarre ausgesprochene Vermutung, daß es sich bei dem in der Inschrift an seinem Fenster genannten Sultan Qilīğ Arslan um den IV. dieses Namens (1257—67) handele, erhärtet; dieser kann wohl jetzt mit ausreichender Sicherheit als der Erbauer des betr. Teiles des Sultanspalastes von Konya gelten.

Die gut mit Lichtdrucktafeln ausgestattete Publikation erschließt, soweit dies überhaupt möglich ist, ein verloren geglaubtes Denkmal rumseldschukischer Kunst von neuem und ermöglicht damit seine Auswertung zur Geschichte dieser Kunst — eine schöne Gabe, für die alle, die an diesem reizvollen Kapitel der

islamischen Kunst interessiert sind, dem Altmeister der islamischen Kunstforschung ihren Dank wissen werden.

Spuler, Bertold: *Die Minderheitenschulen der europäischen Türkei von der Reformzeit bis zum Weltkrieg* (mit einer Einleitung über das türkische [mohammedanische] Schulwesen). Breslau: Priebsch 1936. (V, 100 S.) gr. 8°. = Schriften des Osteuropa-Institutes in Breslau, N. R. H. 8. RM 3.60. Bespr. von G. Jäschke, Neubabelsberg.

Die vorliegende Abhandlung, die den bisherigen Rahmen der Tätigkeit des Osteuropa-Institutes erweitert, zeigt in erfreulicher Weise, wie nützlich eine Verbindung orientalistischer und slawistischer Kenntnisse sein kann. Es ist dem Verf. gelungen, auf Grund sorgfältiger Quellenforschung einen wertvollen Beitrag zum Verständnis des nicht-muslimischen Schulwesens der Vorkriegstürkei zu liefern, indem er dessen wichtigste Wurzeln aufdeckt: die Vormacht der griechisch-orthodoxen Kirche und die religiöse Gleichgültigkeit der osmanischen Regierung, die in Verfolg der traditionellen Millet-Politik noch im 19. Jahrhundert die Bestrebungen des Patriarchates von Konstantinopel unterstützte. Der von Rußland geförderte, erst mit den politischen Erfolgen erstarkende Nationalismus der verschiedenen Balkanslawen sah zunächst den Hauptfeind in der griechischen Bevormundung durch die Kirchensprache, gegen die sich die Muttersprache nur mühsam durchsetzte. Die kulturellen Wirkungen der geistigen Vorherrschaft der griechischen Kirche erschwerten besonders die bulgarische Durchdringung Makedoniens. Die osmanische Regierung beschränkte sich im allgemeinen darauf, zwischen den feindlichen Brüdern zu vermitteln bzw. sie gegeneinander auszuspielen, wie Hamdullah Suphi in seiner köstlichen Erzählung „Der durchlöcherter Dachziegel“ (Günebakan, S. 25ff.) es so anschaulich schildert. Zu spät versuchte sie, durch gemischte Schulen in Muslimen und Christen ein „osmanisches“ Staatsgefühl heranzubilden.

Zu den im großen und ganzen richtigen Ausführungen des Verf. seien folgende Bemerkungen gestattet: (S. 2) Übersetzungen des Korans, die nur zum besseren Verständnis des allein maßgebenden Urtextes dienen sollten, waren niemals verboten; (S. 11ff.) die Mekâtib-i rüsdije (Écoles Primaires Supérieures) entsprachen mehr unseren Bürgerschulen als den Gymnasien; (S. 12) lies Lira statt Megidije (ganz irrig ist die Umrechnung in Anm. 73); (S. 20) die angebliche Abweichung der Finanzära von dem „sonstigen“ alten Stile erklärt sich wohl daher, daß die vom Verf. angeführten Daten des gregor. Kalenders aus der Hıgıra-Zeitrechnung gewonnen sind; (S. 22) erwünscht wäre eine genauere Quellenangabe des jungtürkischen Schulprogrammes; (S. 23, 70) eine Verfassung vom 27. April 1909

gibt es nicht; (S. 33) die Zeitschrift *Jaña Milli* Jul ist nicht ösbegisch, sondern kazantürkisch (tatarisch) geschrieben; (S. 58) zur Zeit der Begründung des Osmanischen Reiches spielten die Juden dort noch keine Rolle; (S. 70) es handelt sich um ein Gesetz in Anm. 435; die juristische Terminologie ist auch sonst ungenau; (S. 71) den Lehrplan der Medressen in der späteren Zeit gibt W. Björkman in seinem Aufsatz „Hochschulreformen im neuen Orient (Türkei und Ägypten)“ in *MSOS. XXXIV*; (S. 79, 81) der Dokortitel wurde früher nur Medizinern verliehen; (S. 84, 85) *Limni* = Lemnos, *Midillü* = Mytilene!; (S. 87) *Irâde* hieß im osmanischen Staatsrecht nur eine Willensentschließung des Sultans; (S. 90, Anm. 242) *Liwâ* = Regierungsbezirk.

Bedenklicher als diese Unebenheiten ist die Tatsache, daß der Verf. von der osmanischen Gesetzssammlung *Düstür*, 2. Reihe die Bände V—XII nicht benutzt hat (S. 94). Dies verleitet ihn zu der Behauptung, die Revolution von 1908/9 habe für die Schulen keine wesentlichen Änderungen mehr gebracht (S. 20, vgl. auch S. 1, 16, 23, 70). In Wirklichkeit haben die Jungtürken trotz grundsätzlicher Beibehaltung der religiösen Schulen das staatliche Aufsichtsrecht von vornherein stärker geltend gemacht und nach der Abschaffung der Kapitulationen, der bald Eingriffe in die Millet-Verfassung folgten, auch das Schulwesen der Minderheiten einengenden Maßnahmen unterworfen und in nationaltürkischem Sinne zu beeinflussen gesucht. Zwar ist wegen der Kürze der Zeit mancher Gedanke des Komitees „Einheit und Fortschritt“ nicht mehr, oder richtiger gesagt, erst von Atatürk in die Tat umgesetzt worden, aber es geht doch nicht an, eine Gesetzgebung von mehreren Jahren einfach zu übersehen (z. B. die wichtigen Bestimmungen über die Grund- und Privatschulen vom 6. Oktober 1913 bzw. 2. September 1915, vgl. *WI. IV*, 240, 255). Der Verf. hätte diese bedauerliche Lücke in seiner sonst so trefflichen Arbeit vermieden, wenn er sie mit dem Sturz der absoluten Monarchie (23. Juli 1908) abgeschlossen hätte.

Südasion.

Saletore, Bhasker Anand: Ancient Karnāṭaka. Vol. I: History of Tuluva. Poona: Oriental Book Agency 1936. (XI, 659 S., 1 Kte.) kl. 8°. Bespr. von E. Waldschmidt, Göttingen.

Die Produktion geschichtlicher Abhandlungen nimmt in Indien neuerdings gewaltig zu. Man hat oft den Eindruck, als ob der alte Vorwurf, Indien kenne keine Geschichtsschreibung, eine starke Aktivität gerade auf diesem Gebiet hervorgerufen habe.

Dr. Saletore, Professor der Geschichte am Sir Parashurambau College zu Poona, hat in England und Deutschland studiert und ist in den letzten Jahren bereits mit mehreren

größeren Arbeiten hervorgetreten¹. Dadurch hat er sich in die ständig wachsende Schar junger indischer Historiker eingereiht, die, an europäischen Methoden geschult, sich der Erforschung der Geschichte ihres Landes oder ihrer engeren Heimat zugewandt haben.

Tuluva ist das den Westghats auf der Höhe des Staates Mysore vorgelagerte Küstengebiet, ein Streifen von etwa 25—50 engl. Meilen Breite und 150 Meilen Länge, der in seinem nördlichen Teil überwiegend zum Distrikt North Kanara der Präsidentschaft Bombay, im südlichen Teil zum Distrikt South Kanara der Präsidentschaft Madras gehört. Das Land teilt mit den südlich gelegenen Küstenstrichen des alten Reiches Kerala die Abgeschlossenheit der Lage, welche durch die Gebirge bewirkt wird und das Land vor manchen Einfällen, besonders vor denen der Muhammedaner, bewahrt hat. So haben sich hier eine altertümliche Kultur und eine eigene Sprache erhalten können.

Saletore beginnt mit der legendären Vorgeschichte des Landes, in der Paraśurāma, der Kṣatriya-Vernichter, eine Hauptrolle spielt. Dann wendet er sich ausführlich der historischen Zeit unter der langlebigen Dynastie der Ālupas zu, welche das Land Jahrhunderte hindurch meist als Vasallen der Cālukyas oder anderer Oberherren beherrschten. Eine Übersicht über die Herrscherfolge gibt die genealogische Liste in Appendix C, die zwar nicht lückenlos ist, aber nicht weniger als 31 Namen von Herrschern umfaßt, die zwischen etwa 450 und 1444 n. Chr. regiert haben. Alle diese Leute werden im Text auf Grund ihrer Steininschriften und Kopperplatten-Urkunden oder auf Grund der Inschriften ihrer Nachbarn behandelt, und — soweit möglich — wird ihre Reihenfolge und Zeit festgelegt. Die Betrachtungen sind in diesem Teil wesentlich Zusammenstellungen und Inhaltsangaben der Inschriften, die in die Regierungszeit der einzelnen Herrscher fallen. Die Lektüre hätte für den Leser durch stärkere Gliederung erheblich übersichtlicher gestaltet werden können. Es wäre leicht gewesen, die Namen der Herrscher über die ihnen gewidmeten Abschnitte zu setzen oder diese Namen mindestens durch Fettdruck hervorzuheben. Außerdem hätte man daran denken können, das rein Sachliche zu den Inschriften usw. äußerlich von den Schlußfolgerungen und Kombinationen, die darauf aufgebaut werden, zu scheiden.

¹ Der Wert der Listschen Lehren für die Lösung der indischen Frage, Leipzig 1933; *Social and Political Life in the Vijayanagara Empire*, 2 Vol., Madras 1934; *The Wild Tribes in Indian History*, Lahore 1935.

Eine Geschichte wie diese ist ja notwendigerweise noch hauptsächlich Materialsammlung. Darum hätte man das äußere Gerüst der Anordnung besonders deutlich hervortreten lassen sollen. Lesbarer sind die folgenden Abschnitte über die Beziehungen von Tuluva zu den Nachbarn und zeitweiligen Oberherren, wie den Śātavāhanas, westlichen Cālukyas, Pallavas, Coḷas, Pāṇḍyas, Rāṣṭrakūṭas, Śāntaras, Kadambas, Hoysalas u. a.

S. wendet sich später den dörflichen Verhältnissen (Village Organization) zu und zieht als Hauptquelle dafür zum ersten Male ein Werk namens *Grāmapaddhati* heran, das in Tuluva als ein Teil des Sahyādri-Kāṇḍa des Skanda-Purāṇa angesehen wird. Es liegt in stark voneinander abweichenden Versionen vor und wird von S. der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. zugeschrieben (S. 347); doch soll älteres Gut darin enthalten sein. Der historische Wert des umfangreichen Werkes ist vielleicht nicht bedeutend; es läßt sich daraus aber allerlei über die gesellschaftlichen Zustände, über alte Familien, Dorfnamen usw. entnehmen. S. verweilt dann bei dem Problem der mutterrechtlichen Erbfolge: der Vererbung vom Onkel auf den Schwestersonn (*aṭiya santāna kaṭṭu*), die heute bei einem großen Teil der Tuluvas herrscht. Ihre Einführung in Tuluva wird auf Bhūtāla Pāṇḍya zurückgeführt, und S. sucht nachzuweisen, daß dessen Wirken nicht vor dem 12. Jahrh. n. Chr. angesetzt werden kann. Die mutterrechtliche Erbfolge sei in Tuluva vor dem 14. Jahrh. nicht gesetzlich gewesen und habe erst im 15. Jahrh. königliche Anerkennung gefunden. Bei den Ālupas herrschte nachweislich Vererbung der Königswürde vom Vater auf den Sohn, nicht vom Onkel auf den Neffen.

Nach einem Kapitel über die religiösen Zustände in Tuluva im Wandel der Zeiten folgt ein Schlußabschnitt: *Life in Early Tuluva*. Es wird ein Bild der verschiedenen Bevölkerungsgruppen und ihrer Trachten, der Landwirtschaft, des Handels, der Verkehrsmittel, der Erziehung, der Sitten und Gebräuche, der Unterhaltung usw. entworfen, das zu dem Lebendigsten im ganzen Buche gehört. Verfasser macht die zahllosen Volkslieder (*pāḍadāna*), die in der Tulu-Sprache vorhanden sind, für die Schilderung der Kulturzustände mit Geschick nutzbar.

Der Inhalt des Buches ist also ein sehr weit-schichtiger und beschränkt sich keineswegs auf die politische Geschichte. Verf. hat mit dieser fleißigen Arbeit allen, die sich mit der Geschichte des Dekkan beschäftigen, einen Dienst erwiesen. Man könnte nur wünschen, daß die

großen Linien des Geschehens stärker herausgearbeitet würden. — Druck und Papier des Buches sind gut, Druckfehler allerdings nicht selten, und die beigegebenen Bilder sind mangelhaft. Das Werk ist der 1. Band einer geplanten Reihe von 5 Bänden, welche die Geschichte des alten Karnāṭaka von den frühesten Zeiten bis zum Sturz der westlichen Cālukyas behandeln soll.

Im Appendix A gibt S. eine neue Kannada-Interpretation der vielbehandelten dunklen Sätze, welche in einem der zu Oxyrhynchus gefundenen Papyri vorkommen (Oxyrhynchus Papyri, Grenfell and Hunt, 1903). Es handelt sich bei dem Text um eine griechische Posse, die Erlebnisse einer an die kanaresische Küste verschlagenen griechischen Dame zum Inhalt hat. Einige Griechen landeten mit einem Schiff, und es gelingt ihnen, indem sie den indischen König, der die Griechin in seiner Gewalt hat, mit seinen Leuten betrunken machen, mit der Griechin zu entfliehen. — Hultsch hat in den unverständlichen Sätzen, durch die sich die auftretenden Inder verständigen, als erster kanaresische Ausdrücke finden wollen. Shama Sastri und jetzt Saletores suchen in derselben Richtung, Grierson dagegen dachte an Sanskrit. Andere bezweifeln überhaupt, daß ein griechischer Schriftsteller in einer solchen Posse seine Schauspieler indisch sprechen lassen würde (vgl. Keith, *A History of Sanskrit Literature*, Oxford 1928, S. X). Saletores gibt eine vollständige Interpretation und Übertragung der vermeintlichen Kannada-Stellen.

Gode, Parashuram Krishna, M. A.: *Descriptive Catalogue of the Government Collections of Manuscripts deposited at the Bhandarkar Oriental Research Institute*. Vol. XII: *Alaṃkāra, Saṃgīta and Nāṭya*. Poona: Bhandarkar Oriental Research Institute 1936. (XXI, 486 S.) gr. 8°. Rs. 5 —. Bespr. von Joh. Nobel, Marburg.

Die sachgemäße Katalogisierung der in Indien vorhandenen handschriftlichen Bestände ist eine Aufgabe, über deren große Bedeutung nirgends Zweifel bestehen dürften. Ohne gedruckte Kataloge besitzen selbst die besten Sammlungen für die Wissenschaft nur einen geringen Wert, und es ist sehr zu begrüßen, daß sich die betreffenden Verwaltungsstellen in Indien nicht nur durch Bereitstellung von Mitteln, sondern auch durch genaue Vorschriften über die Art der Katalogisierung der Angelegenheit annehmen. Mit der Bekanntmachung der in öffentlichen oder halböffentlichen Instituten vorhandenen Bestände ist es aber allein noch nicht getan. Auch bei uns in Deutschland sind außerordentlich wertvolle Schätze in privaten Bibliotheken verborgen und

in ihrer wahren Bedeutung wohl auch oft den Besitzern selbst nicht bekannt. In Indien liegen die Verhältnisse naturgemäß noch weit verwickelter. Bei jeder Gelegenheit zeigt es sich, daß gerade das wertvollste handschriftliche Material sich in privater Hand befindet. Verhängnisvoller aber ist noch, daß die Art der Aufbewahrung vielfach den allmählichen Ruin der Handschriften bedeutet und daß auf der anderen Seite sich die Besitzer nicht selten überhaupt weigern, selbst ihren Landsleuten einen Einblick in die Manuskripte oder gar deren Benutzung zu gestatten.

Der hier veröffentlichte Katalog bildet den 12. Band eines groß angelegten Werkes, das der Beschreibung der handschriftlichen Bestände des Bhandarkar Oriental Institute in Poona gewidmet ist. Der weitaus größte Teil (308 Nummern) enthält die Schriften aus dem Gebiete der Poetik, der Rest umfaßt die Werke, die sich mit der Musik (Nr. 309—32) und mit der Dramaturgie (Nr. 333—47) beschäftigen. Die beigefügten Indices gewährleisten ein schnelles Auffinden nach Autoren und nach Titeln. Von den älteren und darum interessantesten Werken über Poetik sind leider nur wenige Handschriften vorhanden, von Bhāmahas Poetik überhaupt keine, von Udbhaṭas Werk nur eine, auch von Daṇḍins Kāvyaḍarśa sind nur zwei Handschriften genannt, wozu allerdings noch drei Kommentare kommen. Ob diese aber etwas neues bieten, scheint mir bei der späten Abfassungszeit derselben sehr zweifelhaft zu sein. Da aber der Kāvyaḍarśa ein sehr wichtiges Werk ist und öfters herausgegeben wird, lohnt es sich vielleicht, bei einer solchen Gelegenheit einmal den Kommentar des Harinātha (unter Nr. 124 gebucht) zu veröffentlichen.

Der Bearbeiter des vorliegenden Bandes Parashuram Krishna Gode hat den recht genauen Beschreibungen reichliche Angaben hinzugefügt und auch (wenn auch nicht immer vollständig) die bereits vorhandenen Ausgaben erwähnt. Besonders wertvoll sind die in Nāgarī angeführten Textstellen für Anfang und Ende der einzelnen Manuskripte.

Der sehr gut und übersichtlich gedruckte Band gibt in der Einleitung (S. XVI—XVIII) eine willkommene Übersicht über die seit dem Jahre 1868 veröffentlichten Kataloge und Berichte über Handschriften, soweit sie zum 'Bombay Circle' gehören. Druck und Verlag des Werkes liegt in den bewährten Händen von Dr. V. S. Sukthankar, der unserer Wissenschaft durch seine im Erscheinen begriffene, muster-giltige Ausgabe des Mahābhārata bekannt ist.

Simenschy, Th(eophil): *Pañcatantra*, Cartea a IV—a și a V—a (Traducere din limba Sanscrită). Chișinău: Tipografia „Tiparul Moldovenesc“ 1936. (75 S.) gr. 8^o = S.-A. a. „Viața Basarabiei“ No. 5—6, 9—12. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Dieses Heft ist ein Sonderdruck aus der Zeitschrift „Viața Basarabiei“ No. 5—6, 9—12, 1936 und enthält eine rumänische Übersetzung der Bücher IV und V des berühmten indischen Erzählungswerkes Pañcatantra. Der Verfasser, Dozent für klassische Philologie der zur Universität von Jași gehörenden Theologischen Fakultät in Chișinău (Kischinew), hat sich durch eine Reihe von Übersetzungen griechischer Schriften, wie des Gorgias von Plato, der Dichtung Hero und Leander u. a., sowie durch sonstige Arbeiten auf altphilologischem Gebiet bekannt gemacht. Auch über das Pañcatantra hat er in den letzten Jahren in den Zeitschriften „Arhiva“ und „Convorbiri Literare“ einiges veröffentlicht.

Seiner Übersetzung liegt, wie ich sehe, der sog. Textus simplicior des Pañcatantra zugrunde. Bekanntlich gibt es auch eine erweiterte Fassung dieses Erzählungsbuches, welche Textus ornatior oder mit Johannes Hertel richtiger Textus amplior genannt wird. Der Übersetzer wollte sich offenbar an einen weiteren Leserkreis wenden, und so ist es ganz in der Ordnung, wenn er den einfacheren Text, der die größte Verbreitung erlangt hat und am volkstümlichsten geworden ist, für seinen Zweck gewählt hat. In dieser Fassung ist das Pañcatantra, das ursprünglich ein sog. „Fürstenspiegel“ war, zum Jugendbuch überhaupt, zum Schulbuch geworden.

Dieser Art des Buches entspricht es auch, wenn der Verf. der Übersetzung sich bemüht hat, die indischen Eigennamen der Tiere und Menschen in seiner rumänischen Muttersprache wiederzugeben. Er hat das zwar nicht streng durchgeführt, sondern oft nur in den Anmerkungen auf den Sinn solcher Worte hingewiesen.

Die Übersetzung ist nach von mir vorgenommenen Stichproben philologisch richtig und klar im Ausdruck; daß sie auch der lebendigen Sprache angepaßt ist, zeigt u. a. die Übersetzung von *sādhvidamucyate* mit „Bine a zis cine a zis“. Die kurzen und guten Anmerkungen unter dem Text werden dem Leser angenehm sein; mitunter werden passende Zitate angeführt, z. B. Schillers „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ usw. Die indischen Wörter sind nicht in der üblichen wissenschaftlichen Umschrift gegeben; hiergegen wäre nichts zu sagen, aber die Schreibung sollte wenigstens einheitlich sein: wenn ich *Canakya* schreibe,

darf ich nicht *Nacula* daneben setzen, sondern muß *Nakula* schreiben: ist doch auch in *Lanka* das *k* verwendet.

Doch lassen wir die Kleinigkeiten. Die Übersetzung Simenschys wird in seinem Vaterlande sicher gern gelesen werden und für die indische Literatur neue Freunde werben.

Wright, H. Nelson: *The Coinage and Metrology of the Sultāns of Dehli*, incorporating a Catalogue of the Coins in the Author's Cabinet now in the Dehli Museum. Publ. for the Government of India. Delhi: Manager of Publications 1936; und London: Oxford University Press. (XX, 432 S., 24 Taf., 1 Kte.) gr. 8°. 45 s. Bespr. von W. Helliche, Berlin.

Die Münzen der Sultane von Delhi gehören zu den bestbekannten des gesamten Ostens. Nicht weniger als vier Kataloge sind in den Jahren 1847—1925 erschienen, und das Steigen der darin beschriebenen Stücke von 320 auf 1045 ließ erwarten, daß die Zeit zur Schaffung eines abschließenden Korpus gekommen sei. Dieser Arbeit hat sich H. Nelson Wright unterzogen. Den Grundstock seiner Veröffentlichung bildet eine Sammlung, die der Autor in dreißigjähriger Tätigkeit zusammengebracht hat, und die sich jetzt im Delhi Museum befindet. In den Katalog sind zudem etwa 500 Münzen aus dem Besitz aller bedeutenden Kabinette aufgenommen worden. Dadurch konnte eine Vollzahl erreicht werden, die auch durch neue Funde kaum wesentlich überboten werden dürfte.

Die Anmerkungen des Autors sind den Münzbeschreibungen der einzelnen Dynastien nachgestellt. Sie bieten wertvolle Angaben zur Münzgeschichte, vor allem zu dem so schwierigen Gebiet der Metrologie. Ein in Anhang beigegebener Aufsatz „Some observations on the metrology of the early Sultans of Delhi“, 1924 im *Journal of the Asiatic Society of Bengal* erschienen, stellt die metrologischen Probleme im Zusammenhang dar. Sehr zu begrüßen sind auch die Tafeln, die uns die Ergebnisse der chemischen Untersuchung von 300 Billonmünzen bieten.

Das Buch ist in der soliden Art ausgestattet, die die indischen Kataloge auszeichnet. Die sorgfältigen Indices und wohlgeordneten Tafeln machen seine Benutzung zur Freude.

Ostasien.

Binyon, Laurence: *Chinese Art and Buddhism*. Annual Lecture on Aspects of Art. Henriette Hertz Trust of the British Academy 1936. London: Oxford University Press 1936. (21 S.) gr. 8°. = *Proceedings of the British Academy*, Vol. XXII. 2 s. 6 d. Bespr. von Max Loehr, München.

In einem Vortrage am 10. Juni 1936, der hier gedruckt vorliegt, behandelte Binyon die

Frage der Einwirkungen des Buddhismus auf die chinesische Kunst. Dieses weite Thema in einer Lesung zusammenzudrängen und dennoch kein dürres Gedankengerüst hinzustellen oder nur einen leicht zu überblickenden Ausschnitt, sondern dem Hörer aus der angedeuteten Fülle geschichtlicher Vorgänge etwas Wesentliches zu geben, das ist gewiß nicht leicht; hier ist es gelungen. Dabei ist Binyons Sprache so geformt, daß sie bei allem Aufwand an Begriffen, Namen und Gestalten, wie sie der Gegenstand erfordert, ihre feine Einfachheit, ihren lebendigen Fluß behält.

B. untersucht nicht archäologische Zusammenhänge, noch vermittelt er eigentlich neue geschichtliche Einsichten; er bewegt sich im Rahmen des Erforschten als Betrachter, der wertet und deutet. Es überrascht nicht, die Loslösung von den hellenistischen Anfangstypen der buddhistischen Bildnerei Gandhāras und ebenso die von Anbeginn vorhandene Eigenart der chinesischen buddhistischen Bildwerke aus rassistischen Idealen und Bedingtheiten heraus verstanden zu sehen. Das Positive liegt in dem Versuch, die buddhistische Plastik der Wei-, T'ang- und Sungzeit nach ihrem geistigen Gehalte zu kennzeichnen. Ein Gleiches geschieht hinsichtlich der religiösen Malerei, die „nicht den leisesten griechischen oder indischen Zug“ aufweist. Den Themen wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt; eine eingehende Würdigung erfahren dabei die Darstellungen des westlichen Paradieses (des Amitābhakultes) in Tun-huang, an denen Verf. die Gabe des Chinesen rühmt, allein mit Hilfe von Linie und Komposition unmittelbar etwas von der Seligkeit und heiteren Ruhe der Himmlichen zum Ausdruck zu bringen. Etwa im XIII. Jhdt. höre der Buddhismus auf, eine Quelle schöpferischer Inspiration zu sein; dem reichen Stil der Sungplastik folgen keine ebenbürtigen Leistungen mehr und die Malerei erstarrt in einem Kirchenstil, in dem sich die einmal herausgebildeten Formen bis heute ohne große Veränderungen erhalten. Schließlich aber sei in der Malerei der Zensekte etwas aufgeblüht, das B. als die letzte Phase der buddhistischen Kunst Chinas ansieht und worin diese ihren reinsten chinesischen Ausdruck gefunden habe.

Man muß sich fragen, ob es nötig ist, von dieser Malerei als einer Phase buddhistischer Kunst zu sprechen, wenn es selbst mit der Einschränkung geschieht, es handle sich um etwas rein Chinesisches. Ein Leser, der das Gebiet nicht näher kennt, würde die Zen-Malerei danach als eine Sonderbewegung in der chinesischen Kunstgeschichte auffassen, was sie

nicht ist. Es gab große Maler unter den Zen-Mönchen; ihre Bilder unterscheiden sich aber formal in nichts von den zeitgenössischen Leistungen derer, die keine Zen-Mönche waren. Höchstens in der Bevorzugung gewisser Themen spricht sich etwas von dem Geiste der Sekte aus: Darstellungen der Patriarchen — des Bodhidharma zuerst — oder bestimmter Episoden aus ihrem Leben, oder etwa der mystischen Erfahrungen des Ochsenhirten¹ erweisen sich indessen durch ihre Inhalte, nicht ihrer künstlerischen Gestaltung wegen als Zen-Schöpfung. Ihre Einordnung im Sinne des Verf. erschiene gerechtfertigt, wären sie — als Kunst — notwendig vom Zen-Buddhismus abhängig und nicht wie dieser selbst aus den tieferen Gründen des chinesischen Wesens hervorgegangen. Darum erscheint es, und besonders im Hinblick auf die Landschaftsmalerei, gewaltsam und sogar irreführend, die Malerei der Zen-Anhänger als geistige Leistung eines chinesisch gewordenen Buddhismus zu erklären, wenn nicht zugleich die kunstgeschichtliche Situation ausreichend beachtet wird.

Clark, Grover: *China am Ende? Fünf Jahrtausende chinesische Kultur, Gesellschaft, Religion, Politik und Wirtschaft*. Leipzig: Wilhelm Goldmann [1936]. (336 S.) 8°. Kart. RM 6—; geb. 7.80. Bespr. von Wolfgang Franke, Berlin.

Seit den letzten Jahren wird von berufener und unberufener Seite vieles geschrieben über die gegenwärtige Situation und die mögliche Zukunft Chinas, sei es vom politischen, wirtschaftlich-sozialen oder kulturellen Standpunkt aus betrachtet. Aber nur wenigen ist es gelungen, alle die verschiedenen treibenden Kräfte, die heute von innen und außen auf China einwirken, und ihren Ursprung zu sehen, sowie die Probleme zu erfassen, von deren Lösung letzten Endes die Zukunft Chinas abhängt. Wie einmal die Lösung dieser Probleme sich gestalten wird, ist vorläufig gar nicht abzusehen; das einzig mögliche ist, zu versuchen, einen Einblick in die Strömungen der Entwicklung zu bekommen. In erster Linie mit dem Einbruch des Westens mit seinen geistigen und materiellen Errungenschaften in China und ihrer Auseinandersetzung mit chinesischer Kultur und Lebensgestaltung befaßt sich der Amerikaner Grover Clark in seinem Buche *The Great Wall crumbles*. Während seines langjährigen Aufenthalts in China zwischen 1910 und 1930 hatte der Verf. die beste Gelegenheit, sich mit dem Leben, Denken und Fühlen des gegenwärtigen China eingehend

vertraut zu machen und vor allem auch eine der wichtigsten Zeitspannen in der sich seit dem Zusammenstoß mit dem Westen vollziehenden Wandlung Chinas persönlich mitzuerleben. So ist die Übersetzung dieses interessanten und inhaltreichen Buches ins Deutsche durch Dr. van Bebber sehr zu begrüßen. Er ist nur wünschenswert, daß auch in Deutschland versucht wird, die in den weitesten Kreisen herrschenden falschen Vorstellungen und die Unwissenheit über die Dinge des Fernen Ostens zu beseitigen und Verständnis für die Probleme und Schwierigkeiten zu wecken, mit denen China heute zu kämpfen hat.

Leider ist der reichlich propagandistisch aufgemachte deutsche Titel des Buches etwas unglücklich gewählt. Fünf Jahrtausende chinesischer Kultur usw. sind etwas übertrieben, drei würden auch genügen. Wenn man aus diesem Grunde zunächst etwas mißtrauisch an das Werk herangeht, so wird man doch im Laufe seiner Lektüre davon überzeugt, daß dieses Mißtrauen durchaus ungerechtfertigt ist.

Die ersten Kapitel behandeln die Grundlagen der chinesischen Kultur und geben einen kurzen Abriß der Geschichte. Hier wird der Sinologe sehr häufig dem Verfasser widersprechen müssen, sowohl was Einzelheiten anbelangt, als auch in der Gesamtdarstellung der chinesischen Geschichte, die sich anscheinend an ältere, auf konfuzianischer Geschichtsauffassung beruhende, englisch geschriebene Werke hält. Dieser erste Teil des Buches ist der wesentlich schwächste. Im folgenden schildert der Verf. das Zusammentreffen des Abendlandes mit China von Marco Polo angefangen. Er teilt die Rückwirkung von Chinas Berührung mit dem Westen in drei Perioden ein. Die erste dauert von der frühesten Zeit bis zur Besetzung Peking durch englische und französische Truppen im Jahre 1860. Sie ist gekennzeichnet durch die Auffassung, daß ohne Unterschiede alles Europäisch-westliche unbedingt allem Chinesischen nachstände, und die Abendländer nur eine neue Art von „Westbarbaren“ seien, die sich vor ihren Vorgängern nur dadurch auszeichneten, daß sie besonders weit entfernt waren und durch besondere Schlechtigkeit und Sittenlosigkeit hervorragten. Diese Einstellung ist kaum zu verwundern, wenn man bedenkt, aus was für zweifelhaften Existenzen sich in der damaligen Zeit zum größten Teil die nach China kommenden Händler und Seeleute zusammensetzten und mit welcher Anmaßung und Rohheit sie den Chinesen gegenüber auftraten. Die zweite Periode zeigt die gegenteilige Auffassung, daß man nicht nur westliche Technik und westliches

¹) Cf. Daisetz Teitaro Suzuki, *Manual of Zen Buddhism*, Kyōto 1935, Pl. II ff.

Militär, sondern später auch politische Formen, Sitten und sogar manche Ideen des Abendlandes für überlegen hielt. Dies alles suchte man zu übernehmen und nachzuahmen in der Hoffnung, dadurch dem Westen gleich und ebenbürtig zu werden. Und endlich die dritte — gegenwärtige — Periode, die ungefähr nach dem Weltkrieg einsetzte, wo den Bewohnern des Fernen Ostens die ganze Fraglichkeit der abendländischen Kultur sichtbar vor Augen geführt wurde. „Langsam, ganz langsam brach sich die Überzeugung Bahn, daß beim Aufbau des neuen China sowohl der moderne Westen als auch die eigene Vergangenheit benutzt werden müsse. Vom Westen entlehnen? Ja, solche Ideen, die nützlich sind; aber auch dies Entlehne muß den chinesischen Verhältnissen angepaßt werden. Zum alten China zurückkehren? Ja, für solches Material, das fraglos auf dem langen Weg chinesischer Geschichte zu finden ist; aber auch dieses Material bedarf einer den Erfordernissen des heutigen China angemessenen Umformung.“ (S. 213.) Der dritte Teil des Buches, der die Entwicklung der letzten zwanzig Jahre beschreibt, ist der beste. Hier merkt man, wie der Verf. aus eigenem Erleben, eigenen Erfahrungen und eigenen Beobachtungen schöpft. So schildert er z. B. eingehend die russischen Einflüsse und die sog. Kommunisten, die mit denen des Abendlandes kaum mehr als den Namen gemein haben. Die kommunistischen Banden in China setzen sich meist aus verarmten Bauern zusammen, denen durch Mißwirtschaft der Behörden, Erpressungen der Grundeigentümer oder durch das Militär ihr Land genommen ist, oder die zu wenig Land haben, um davon leben zu können. Nicht durch militärische Unterdrückung wird dieser Kommunismus zu beseitigen sein, sondern durch eine Agrarreform, vielleicht das schwierigste Problem in China, besonders im Süden. Ein Kommunismus wie im Westen wird in China kaum möglich sein, da einmal die Voraussetzung eines entwurzelten Proletariats noch nicht gegeben ist und ferner der Familien- und Eigentumsinn der Chinesen noch zu stark ausgeprägt ist. „Die Bauernrevolte, die China jetzt erlebt, und die Kristallisierung der Arbeitergärung in den Städten, die sich ebenfalls jetzt vollzieht, wird vielleicht weiterhin kommunistisch genannt werden, aber es fällt einem schwer, zu glauben, daß die Ergebnisse dieser Umwälzungen später, wenn nach den gegenwärtigen Tumulten wieder Stille eintritt, mit den Lehren Marx' viel Ähnlichkeit haben werden“ (S. 284)¹. — Auch die

Aufgaben der christlichen Missionen, die in früherer Zeit dem Christentum und dem Abendlande mehr Feinde als Anhänger gebracht haben, werden vom Verf. zutreffend geschildert. „Die Haltung der Missionare hat sich gleichfalls gewandelt. Zwar meinen sie noch immer, daß das Christentum die einzig würdige Religion sei, und noch immer finden sich etliche, die wähnen, das „Heidentum“ könne nichts gutes enthalten; aber die Weitsichtigeren — und heute sind sie vermutlich in der Überzahl — gehen darauf aus, das Gute in den nichtchristlichen Religionen zu studieren und zu betonen.“ (S. 288.) — Erwähnung verdienen noch die Geschichtstabelle sowie der Namenindex am Ende des Buches und die interessanten Reproduktionen von abendländischen Zeichnungen und Stichen des 17. und 18. Jahrhunderts, die Szenen aus dem chinesischen Leben darstellen.

Einige sachliche Irrtümer seien noch berichtigt. — Zu S. 63f.: Tsin Schi huang-di hat zwar im 3. Jahrh. v. Chr. — nicht als erster — im Norden Grenzwälle gegen die eindringenden Fremdvölker errichtet, doch stammt die Große Mauer in ihrer heutigen Gestalt und ihrem heutigen Verlaufe zum weitaus größten Teil aus dem 15. und 16. Jahrh. n. Chr.; es mag sein, daß Mauerreste aus früheren Jahrhunderten mitbenutzt worden sind, aber mit dem Grenzwall Schi huang-dis hat sie kaum etwas gemein¹. — Zu S. 20: Die angebliche Gesandtschaft des Kaisers Marc Aurel nach China fand im Jahr 166 n. Chr. statt, nicht 196. — Zu S. 21: Die Geschichte von der In-Brand-Stekung Kantons durch die Araber im Jahre 758 n. Chr. ist ziemlich zweifelhaft. — Zu S. 47ff.: Der Ausdruck *li min* ist nicht sicher erklärt, die Wiedergabe durch *schwarzhaariges Volk* ist äußerst zweifelhaft, und der Schluß des Verf., daß die Aristokraten selbst nicht schwarzhaarig waren (S. 47), dürfte etwas zu rasch gezogen sein². Ebenso wird die Annahme des Verf., daß in ältester Zeit in Ostasien Kämpfe mit blonden, blauäugigen kaukasischen Völkern stattgefunden hätten, da schlechte Menschen oder Teufel stets in dieser Form dargestellt würden, sich wissenschaftlich kaum halten lassen. — Zu S. 55: Den Zeitpunkt des Überganges von Mythos in Geschichte bereits im vierten vorchristlichen Jahrtausend anzusetzen, ist entschieden zu weit gegriffen; erst mit dem Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr. betreten wir allmählich festen historischen Bo-

¹) Vgl. hierzu das ausgezeichnete Buch von Otto Männen-Helfen: China. Dresden 1931.

¹) Vgl. O. F. v. Möllendorff, Die Große Mauer von China. In: Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Ges., Bd. XXXV (1881), S. 75ff.

²) Vgl. Ostasiatische Ztschr., Jahrg. 1933, S. 212.

den. Erst nach den neuesten Ausgrabungen bei An-yang kann die Yin-Dynastie, die um die Mitte des 11. Jahrh. v. Chr. von den Dschou abgelöst wurde, als gesichert gelten. — Zu S. 75: Daß die Vorfahren der Tang-Kaiser Nicht-Chinesen waren, ist zwar nicht ausgeschlossen, aber keineswegs so sicher erwiesen, wie es der Verf. darstellt. *Tung* ist wahrscheinlich ein Druckfehler für *T'ang*. — Die *Liukiu-Inseln* (japanisch *Ryūkyū*) werden (z. B. auf S. 188) durchgehend *Liutschiu* umschrieben. Diese Transkription ist ganz unangebracht, während sonst im allgemeinen die Umschreibung der chinesischen Namen im ganzen Buche konsequent und richtig durchgeführt ist.

Jedem, vor allem auch dem Nichtfachmann, der sich für die Verhältnisse und Probleme des gegenwärtigen China interessiert, sei das anschaulich und verständlich geschriebene Buch von Grover Clark aufs wärmste empfohlen.

Amann, Gustav: Chiang Kaishek und die Regierung der Kuomintang in China. Heidelberg: Kurt Vowinkel 1936. (VIII, 240 S., 29 Abb., 17 Ktn.) 8°. RM 7.50. Bespr. von M. G. Pernitzsch, Berlin.

Das Buch C. Amanns, der Sun Yat Sen nahegestanden hat und noch jetzt in China tätig ist, ist die in sich abgeschlossene Fortsetzung seines früher erschienenen Werks „Sun Yatsens Vermächtnis“. Es ist nicht für Fachwissenschaftler bestimmt, sondern bestrebt, jedem, der sich für die Entwicklung des modernen China interessiert, einen Überblick über die Geschichte Chinas in den Jahren 1927 bis etwa Mitte 1933 zu geben. Dies ist dem Verfasser durchaus gelungen, in klarer und übersichtlicher Form werden die oft so verworrenen Ereignisse dieser Periode geschildert. Alle notwendigen Einzelheiten werden gegeben, ohne daß dabei jemals die großen Grundideen vernachlässigt würden; Karten und Bilder dienen dazu, den Gang der Ereignisse anschaulicher zu machen, und ein ausführliches Orts- und Namenverzeichnis erleichtert vor allem dem Nichtsinologen die Orientierung.

Den einzigen Mangel des Buchs erblicke ich in der nicht einheitlich durchgeführten und nicht immer korrekten Umschreibung chinesischer Namen. Bald ist die Wadesche (englische) Umschrift gewählt, bald eine deutsche, und in vielen Fällen haben sich Fehler eingeschlichen, z. B. Hsuehou statt Hsüchou (wie denn überhaupt nicht immer zwischen u und ü unterschieden wird). Yen Shisan statt Yen Hsishan, Hu Hanming statt Hu Hanmin usw. Auch erscheint es mir zweckmäßiger, zweiseilbige chinesische Eigennamen von Personen getrennt

zu schreiben, also statt Feng Yühsiang lieber Feng Yü-hsiang usw. Die Umschreibung chinesischer Namen ist immer ein schwieriges Kapitel, am besten ist es wohl, daß die Autoren sich einer der meist gebrauchten Umschriften bedienen und diese kurz in der Einleitung oder dem Vorwort erläutern.

Abegg, Lily: Yamato. Der Sendungsglaube des japanischen Volkes. Frankfurt a. M.: Societäts-Verlag [1936]. (285 S., 16 Taf.) 8°. Lw. RM 5.40. Bespr. von W. Prenzel, Berlin.

Am Eingang des Buches steht die These vom Glauben der heutigen Japaner, sie seien dazu berufen, allen Völkern eine neue, bessere Kultur zu bringen. Damit die abendländische Welt auf diesen Vorstoß vorbereitet sei und ihm begegnen könne, schreibt Vfn. ihr Buch. Ganz selbstverständlich muß ihre Frage lauten: sind die Japaner zu solchem Sendungsglauben berechtigt? Eine befriedigende Antwort kann nur gegeben werden, wenn eine Gesamtschau über die japanische Kultur vermittelt wird. Solchen Überblick versucht die Vfn. dem Leser zu verschaffen. Das ganze weite Gebiet gliedert sie in drei Abschnitte: 1. Stärken und Schwächen des japanischen Geistes, 2. Der japanische Stil, 3. Was bietet die japanische Kultur? Dieser Aufbau kann nicht glücklich genannt werden, denn 1 und 2 bringen eine Fülle von Dingen, die ebensogut zu 3 gehören; und die Überschrift von 1 kann auch für 2 und 3 gelten; und vom Stil ist in 1 und 3 ebenfalls genug die Rede.

An den Leser wird keine kleine Aufgabe gestellt, obwohl das Buch nicht schwierig zu lesen oder tief ist. Aber am Schlusse jedes Kapitels muß er sich selbst die Fragen vorlegen und beantworten: was hat dies mit dem Thema zu tun? Soll hiermit ein Sendungsglaube der Japaner als berechtigt oder ungerechtfertigt hingestellt werden? Nur bei verschwindend wenigen Gelegenheiten nimmt Vfn. offen und klar selbst Stellung dazu. Überläßt sie mit Vorbedacht die Schlußfolgerungen dem Leser?

Als nächste Frage erhebt sich bei diesem sofort die: wie ist der Vfn. die Lösung des sehr heiklen Themas gelungen? Vorfrage dazu: wie ist ihre innere Einstellung zu dem Problem? Feindseligkeit wäre wohl zu viel gesagt, aber Abwehrwillen könnte man es nennen. Freundlichkeit, willige Anerkennung finden sich nicht eben oft. Es kommt das her nicht nur aus dem genannten Abwehrwillen und aus dem Europäerstandpunkt, der ihr leider oft den Blick trübt, sondern auch aus nicht genügendem Eindringen, nicht genügendem Wissen. Leute, die Japan nur aus der meist unzulänglichen

Literatur über dieses Land kennen, mag wohl die Fülle des Materials beeindrucken und der apodiktische Standpunkt, den Vfn. durchweg einnimmt. Wer die Dinge aber aus eigener Anschauung und — Arbeit im Lande kennt, muß sehr vieles mit anderen Augen ansehen. Wer möchte nicht den Mut bestaunen, über die Gesamtkultur eines artfremden Volkes ein Buch zu schreiben! Es ist geradezu notwendig, daß die Abschnitte sehr verschiedenwertig wurden. Denn kein Mensch kann alles beherrschen. Nun kann einen gewissen Ersatz die Literatur bieten. Jedoch das Verzeichnis am Schluß lehrt, daß lediglich in europäischen Sprachen geschriebene Bücher benutzt wurden. Das besagt genug. Aber Literatur ist überhaupt nur ein schwacher Behelf. Ein einigermaßen zuverlässiges Urteil über eine fremde Kultur kann wohl nur der haben, der unter, mit und in dem Volke gelebt und in engster, täglicher Gemeinschaft gearbeitet hat, und der sich unablässig bemüht hat, in diese Kultur auch wirklich einzudringen, fühlend, lernend, tätig. Allein mit einem Aufenthalte im Lande ist es nicht getan. Leider kann man der Vfn. wegen mangelnder Ausrüstung nicht die Berechtigung zu einem so anspruchsvollen Buche zubilligen, wenn auch gern anzuerkennen ist, daß es sich erfreulich von der Masse der Japanbücher abhebt.

Trotzdem, Einzelirrtümer sind in großer Zahl vorhanden, kein Kapitel ist davon ausgenommen. Das fängt bei häufig falscher Wiedergabe und Übersetzung der wenigen japanischen Worte im Buche an und hört bei Fehlurteilen und -schlüssen auf. Als Beispiel für das erste sei nur angeführt, daß *baka bikuri* mit „wer sich übertölpeln läßt, ist selbst schuld daran“ wirklich nicht richtig wiedergegeben ist, es heißt etwa: „er ist so ‚dof‘, daß ich mich entsetze“. — Und dann die große Menge der Irrtümer! Japan ist nicht aus chinesischem *Zipaan* entstanden. Sondern aus dem *jipen* des Peiping-Dialekts (jap. *nippon, nihon*) ist das englische Japan (spr. *dschepen*) geworden; wir haben das englische Wort auf deutsche Weise ausgesprochen. — Zu den Bemerkungen über die Abstammung des japanischen Volkes wäre ein großes Fragezeichen zu machen. — Teezeremonie und Blumenstellen sollen „kein eigentliches Leben mehr haben“ (S. 29). Das Gegenteil ist richtig. — Wer hat der Vfn. verraten, daß Europäer im Süden Japans keine oder nur schwer Dienstboten und Handwerker bekommen können (S. 40)? Aus eigener Erfahrung kann Berichterstatter das Gegenteil versichern. — „Es ist beinahe unmöglich, mit einem Japaner rein persönlich-menschliche Angelegenheiten auch ganz nebensächlicher Art

zu besprechen“ (S. 45)? Wir haben es anders erlebt. — Was S. 52 über den Ahnenkult gesagt wird, ist ganz schief. — Nicht „im kaiserlichen Palast“, sondern innerhalb des Palastbezirkes in Tōkyō befinden sich — nicht „zwei“, sondern — drei Shintōschreine (S. 54). — Der Spiegel in den gewöhnlichen Shintōtempeln ist nicht „Zeichen der Reinheit“, sondern Mahnung zum Erkenne dich selbst (S. 55). — Brav wird es nachgeredet, „der Schintōismus konnte keinesfalls ein hochkultiviertes Volk befriedigen“ (S. 56). Nun, er tut es heute noch. — Es ist nicht richtig, daß „abgesehen vom Neujahrsfest“ die nationalen Feiertage „sämtlich in den letzten Jahrzehnten eingeführt“ wurden. — Geradezu komisch wirkt die abschätzige Bemerkung über das Alter der „meisten Bräuche“ (S. 60). — Es ist völlig unmöglich, alle falschen Angaben im einzelnen aufzuzählen und durchzugehen, man müßte Seiten anfüllen. Es handelt sich bei diesen Ausstellungen keineswegs um andere Auffassung oder Deutung, sondern um regelrechte Irrtümer. Im Grunde aber ist der Einzelnachweis auch nicht allzu wesentlich denn diese Dinge beeinflussen nur in seltenen Fällen die Grundeinstellung. Und auf sie kommt es an.

Die These der Vfn. lautet: Der Japaner von heute ist wieder (n. b. „wieder“?) von einem starken Sendungsglauben erfüllt. Das bedeutet eine Gefahr für den Westen. Nun müßte sie doch wohl notwendigerweise diese Gefahr aufzeigen, mindestens dann, wenn sie die Frage nach der Berechtigung zu diesem Glauben erledigt hat. Aber von einem aufbauenden Fortschreiten bei der Behandlung des Problems findet sich nicht eine Spur in dem Buche. Was tut die Vfn. statt dessen? Sie benutzt das Thema als Sprungbrett, um nachzuweisen, daß an der alten japanischen Kultur vieles schön war, aber die sei ja tot und bedeutungslos im heutigen japanischen Leben; daß aber die neue Kultur uns nichts zu bieten habe. Ob sich das um Weltanschauung, Wissenschaft, soziale Verhältnisse, Stil, Theater, bildende Kunst oder sonst etwas handelt — es ist angeblich unserm Verständnis entweder verschlossen oder es taugt nicht und kommt nicht für uns in Frage. Die japanische Kulturwelt liege auf einem anderen Stern.

Man faßt sich an die Stirn: sollte denn aber dies Buch nicht ein Warnruf sein? Warum jedoch vor etwas warnen, was für uns gar nicht in Betracht kommt? Wo liegt denn nach der Ansicht der Vfn. die Gefahr, wenn uns die heutige japanische Kultur gar nichts zu sagen hat? Man sucht in dem Buche vergebens nach einer Antwort. Immer und immer nur der Hin-

weis: dies und jenes und ein Drittes, Viertes, Fünftes usw. hat für uns nichts zu bedeuten, ist minderwertig und kann niemals auf Übernahme rechnen. Allein Alt-Japan interessiert uns und kann uns etwas geben. Aber von dieser Kultur wollen die Japaner angeblich selbst nichts mehr wissen. Was Vfn. als Kulturpropaganda anführt, ist herzlich wenig und besagt eigentlich nur, daß Japan darum kämpft, von der kulturellen Seite her endlich besser verstanden zu werden. Wahrlich, kein unbegründeter Wunsch angesichts der grotesken Unkenntnis von Volk und Land bei allen europäischen Völkern! Daß es dabei von dem Gedanken erfüllt ist, es habe der Welt etwas zu bieten, dürfte niemand verwundern. Dies Gefühl hat jede große Kultur. Darin kann nur ein vorgekommener Mensch eine Gefahr sehen. Aber an sie scheint die Vfn. im Grunde ja auch selbst gar nicht zu glauben. Sie benutzt die Gelegenheit offenbar nur, um den Deutschen zu sagen: die gegenwärtige Kultur Japans ist nichts wert, und wo sie etwas taugt, ist sie für uns belanglos.

Es will uns scheinen, als bliebe die Vfn. bei aller Materialfülle doch recht an der Oberfläche. Das geht schon daraus hervor, daß die wichtigsten kulturellen Faktoren: Religion und Philosophie sehr nebensächlich behandelt, wenig gründlich und in manchen Teilen unrichtig dargestellt werden. Eine Auseinandersetzung mit solchem Gedankengut findet überhaupt nicht statt. So geht die Vfn. der Frage, worin die Kraft des Shintōismus liege, nicht genügend nach. Überall wird nur angetippt, Einzelbemerkungen finden sich über das ganze Buch verstreut. Infolgedessen kann sie auch nicht darauf eingehen, wieweit die Wirkung shintōistischen Geistes etwa reichen könnte; wie weit er fruchtbar gemacht werden könnte für die Ausbreitung japanischen Geistes. Ebensowenig hören wir ein Wort von den mystischen Kräften in der japanischen Seele, nichts von der Durchdringung mit Seele auch des einfachsten Dinges. So muß die Auffassung äußerlich bleiben, und die Problemstellung kann nicht befriedigen. — Aus dem Kapitel „Staatsdienst oder Religion?“ kann man entnehmen, daß der Japaner sich im Mittelpunkt der Welt fühle, als auserwähltes Rüstzeug der Götter, und daraus seinen Sendungsglauben ableite. Auf S. 24 spricht die Vfn. von dem Glauben der Japaner, „daß die Welt an japanischem Wesen genesen solle“. Und S. 31 formuliert sie es so: „Japan ist davon überzeugt, daß nur die sich aus der himmlischen Sendung ergebende Haltung des ‚Yamato-damashii‘ instande sein wird, die Welt zur sittlichen Höhe zu führen“. Man muß nun also

erwarten, ein klares Bild davon zu bekommen, was Yamato-damashii ist. Das aber bekommt man nicht. (Es heißt: Seele und Geist Japans, steht oft für Patriotismus, bedeutet aber: Haltung, Denk- und Handlungsweise, wie sie aus der Natur — also der Seele — des Japaners entspringt.) Unendlich oft wird in dem Buche von Yamato-damashii gesprochen und von seinen Äußerungen im Leben des Volkes. Aber es werden eben nur die Tatsachen berichtet, meist als Seltsamkeiten, hinter die wir ein Fragezeichen zu setzen hätten: wir verstehen das nicht. Damit ist aber niemand gedient, der auf den Grund sehen möchte. Er wird verlangen, daß die bewegenden Kräfte bloßgelegt werden. Und hier kommen wir zu dem entscheidenden Punkte, der eigentlichen Schwäche und Unzulänglichkeit des Buches. Vfn. weist immer wieder auf die Verschiedenheit japanischer und europäischer Haltung hin, aber sie kann das Rätsel dieser Verschiedenheit nicht lösen, nur die Tatsache des Vorhandenseins angeben. U. E. liegt die Verschiedenheit darin, daß wir geistige Menschen sind, d. h. Menschen, die unter der Herrschaft des ewig analysierenden Geistes stehen, während der Japaner der typische Vertreter des seelischen Menschen ist, d. h. dessen, der in sich die Allgewalt der Leben wirkenden, naturhaften Kräfte trägt und ihr folgt. Geist und Seele — darin liegt der Unterschied zwischen westlichem und östlichem Menschen. Dies alles näher und weiter auszuführen ist hier nicht der Ort, aber so betrachtet, lösen sich spielend unzählige Schwierigkeiten, die den Japaner uns sonst rätselhaft erscheinen lassen.

Ob völlige oder teilweise Übernahme der einen oder anderen Kultur hier oder dort, das ist gar nicht das Problem, sondern das ist es, die innere Haltung zu erfassen, aus der alles geboren wird. Nie wird der Japaner daran denken, uns im einzelnen seine Kultur aufzunötigen — insofern führt Vfn. einen Kampf gegen Windmühlenflügel. Es kann sich nur um das Prinzip handeln. Und das ist die Herrschaft der seelischen Kräfte gegenüber denen des Verstandes. Was wird sich als das Stärkere und wer damit als der Überlebende erweisen? — das ist die Frage. Die aber kann man nur — wenn überhaupt — beantworten, wenn man sich über die Urkräfte; das eigentlich Bewegende klar wird.

Und um eins sei die Vfn. zum Schluß gebeten, nämlich in Zukunft daran zu denken, daß Nichtverstehen noch kein Recht zu Werturteilen gibt.

So vorteilhaft sich das Buch von Lily Abegg in weiten Teilen von den allermeisten Büchern

über Japan unterscheidet, so erscheint doch auch vieles übertrieben, falsch dargestellt, unrichtig beurteilt und bewertet, und vor allen Dingen bleibt es auf letzte Fragen die Antworten schuldig.

Hedin, Sven: Die Flucht des Großen Pferdes. Leipzig: F. A. Brockhaus 1936. (262 S., 117 Abb., 1 Kte.) gr. 8°. RM 6.50; geb. 8—. Bespr. von Hans Maier, Berlin.

Im August 1933 erhielt Sven Hedin von der chinesischen Zentralregierung in Nanking den Auftrag, eine Expedition zur Festlegung zweier Autostraßen nach Sinkiang zu führen. Die Expedition führte durch das Gebiet blutiger Aufstände, die in den Jahren 1931—34 Sinkiang heimsuchten und deren Hauptperson der Tunganengeneral Ma Chung-yin war, genannt „das Große Pferd“. Der Verf. gibt eine fesselnde Schilderung von diesen wechselvollen, in Europa vorher kaum bekannten kriegerischen Ereignissen, die er aus nächster Nähe miterlebte. Zweimal wurde Hedin im Verlauf dieser abenteuerlichen Geschehnisse, in die er mit seiner Expedition hineingeriet, gefangen genommen, einmal sogar gefesselt und mit Erschießen bedroht. Sein packender Bericht, in den eine Reihe wertvoller geographischer und völkerkundlicher Beobachtungen eingestreut ist, liest sich wie ein Roman, der aber in diesem Falle volle Wirklichkeit war. Lehrreich ist besonders, aus Hedins Buch zu ersehen, welche unheimliche Rolle Sowjetrußland in diesem Kriege spielt. Ende 1935 beherrschte es Sinkiang wirtschaftlich vollständig. Während der Handel mit dem eigentlichen China aufgehört hatte und der mit Indien dahinschwand, blühte der Warenaustausch mit Rußland auf. Das Werk gibt einen ausgezeichneten Einblick in das verworrene Geschehen eines jahrelangen innerasiatischen Krieges und in die geopolitischen Hintergründe dieser Ereignisse. Es endet mit dem Aufbruch der Expedition in die Lopwüste, wo sie dann ihren wissenschaftlichen Arbeiten nachgehen konnte.

Afrikanistik.

Leakey, L. S. B.: Stone Age Africa. An Outline of Prehistory in Africa. London: Oxford University Press 1936. (XII, 218 S.) 7 s. 6 d. Bespr. von G. Jacob-Friesen, Hannover.

Der Verfasser, bekannt durch seine großen prähistorischen Ausgrabungen in Ostafrika, bietet uns in dem vorliegenden Werk einen vorzüglichen Überblick über die altsteinzeitliche Kultur Afrikas, wobei er nicht nur Ostafrika, sondern auch die überaus wichtige süd- und nordwestafrikanische Forschung behandelt. Nach einem treffenden Überblick über die

klimatischen, geologischen und paläontologischen Verhältnisse während des Diluviums behandelt er ausführlich die Steinkultur und setzt sie in Vergleich zu den europäischen Forschungen. Dabei sehen wir, daß die in Europa mit größter Gewissenhaftigkeit herausgearbeiteten Typen-Straten sich im großen und ganzen mit den Forschungen in Afrika decken, nur daß natürlich Sonderentwicklungen für jeden der beiden Erdteile eigenartig sind. Dies trifft vor allem für die Felszeichnungen zu, für die der Verf. besonders wichtige Belege, auch aus Ostafrika beibringen kann. Nicht einverstanden werden wir uns insofern mit dem Verf. erklären können, als er den *Homo sapiens fossilis* auf Grund der Funde von Oldoway im ehemaligen Deutsch-Ost-Afrika und seiner eigenen Untersuchungen im Kenia-Gebiet noch vor die Chelles-Stufe setzen möchte. Gerade diese wichtigen anthropologischen Funde sind stratigraphisch nicht so einwandfrei, daß man diesen für die Gesamtentwicklung der Menschheit so wichtigen Schluß ziehen dürfte. Bei der Rührigkeit der Prähistoriker in Afrika dürfte aber wohl auch dies Problem schon in nächster Zeit bald entschieden werden.

Im übrigen empfehlen wir das vorliegende Buch als knappen, aber gut unterrichtenden Überblick über die steinzeitliche Kultur Afrikas.

Mitteilung.

Die Porta Linguarum Orientalium.

Die alt eingeführte, einst im Verlag von Reuther und Reichard erschienene Sammlung von Lehrbüchern für das Studium der orientalischen Sprachen, *Porta Linguarum Orientalium*, ist in den Besitz der Firma Otto Harrassowitz, Leipzig, übergegangen. Es ist geplant, die Reihe unter Mitwirkung des Unterzeichneten weiter auszubauen. Dabei ist nicht beabsichtigt, mechanisch alle vergriffenen Bände durch Neuauflagen oder neue Bücher zu ersetzen; vielmehr soll der Ausbau vor allem durch die Frage des Bedürfnisses von Forschung und Unterricht bestimmt werden. So mögen auch Sprachen, die früher bereits in der *Porta* vertreten waren, zurückstehen — falls sonstige ihrem Studium dienende Bücher vorliegen — gegenüber anderen, in denen es an den nötigen Hilfsmitteln fehlt. Über Einzelheiten werden Anzeigen des Verlages unterrichten.

R. Hartmann.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung; der Besprecher steht in ()

Acta Orientalia 14 1935/36:

4 241—57 A. Christensen, La princesse sur la feuille de myrte et la princesse sur le pois (motivgeschichtlich). — 258—67 H. W. Bailey, An itinerary in Khotanese Saka (über ein im India Office be-

findliches Itinerarium vom Norden nach Kašmīr, aus dem 10. Jh. Mit 2 Tafeln). — 268—79 W. F. Stutterheim, A Malay *sha'ir* in Old-Sumatran characters of 1380 A. D. (Grabinschrift. Mit 4 Tafeln). — 280—85 H. Jørgensen, Linguistic remarks on the verb in Newāri. — 286—318 C. E. Sander-Hansen, Über einige sprachliche Ausdrücke für den Vergleich in den Pyramidentexten (der Vergleich mit , mit , mit ). — 319 S. Mowinckel, Corrigendum ad Acta Orientalia XIII, 273.

15 1936:

1 1—20 B. H. Stricker, Trois études de phonétique et de morphologie coptes (Koptisch-semitische Etymologien. Die Vokale u und e im Ägyptischen, auf Grund von Transkriptionen im A. T. Eine der semitischen Kurzform *gaš* entsprechende koptische Nominalform). — 21—5 B. H. Stricker, Une orthographe méconnue (Singulier für Dual bei Körperteilen im Altägyptischen). — 26—62 E. H. Johnston, The Buddha's Mission and last Journey: Buddhacarita, XV to XXVIII (Übersetzung von Kapitel XV—XVIII nach der tibetischen Version, unter Auswertung chinesischer Varianten). — 63—71 H. L. Jansen, La Composition du Chant de Judith (zur literarischen Komposition von Judith 16). — 72—5 A. Ziesenis, Funktion und Stellung des Laksamāna am Hofe der malaiischen Sultane (entwickelt aus der Rolle des Lakṣmaṇa, einer Figur in der Rāma-Sage). — 76—80 Buchanzeigen.

2 81—4 A. J. Wensinck, C. Snouck Hurgronje. — 85—111 E. H. Johnston, The Buddha's Mission and last Journey: Buddhacarita, XV to XXVIII (Fortsetzung zu S. 26—62. Übersetzung von Kapitel XIX—XXII). — 112—40 P. A. Munch, Die jüdischen 'Weisheitspsalmen' und ihr Platz im Leben (Die nachexilische Psalmendichtung trägt nicht mehr kultischen, sondern vorwiegend didaktischen Charakter. „Die Weisheitspsalmen sind in den Schulen entstanden und teils für die Schulanfänger in den Lehrhäusern und den Synagogen (Schulandachtspsalmen'), teils für den Unterricht in den Weisheitsschulen („Unterrichtspsalmen') gedichtet“). — 141—60 S. Mowinckel, Wer war Gilgameš? (der ursprüngliche Gilgameš keine geschichtliche Person, sondern eine kultisch verehrte Vegetationsgottheit). — 160—5 S. Mowinckel, Zur siebenten Tafel des Gilgameš-Epos. — *E. von Zach, Sinologische Beiträge II (J. J. L. Duyvendak).

3 173—230 J. Rahder, Miscellany of personal views of an ignorant fool. [*Guk(w)anshō*.] Translated [from Japanese]. (The *Guk(w)anshō*, written by Fujiwara Jien (Jichin) about 1220, "must be recognized as the first attempt to determine the relative value of Emperor and subjects, civil and military authorities in Japan from a Buddhist historical point of view". Übersetzung des Anhangs (Kapitel 7), mit Anmerkungen. "In this appendix Fujiwara tries to epitomize his views on the philosophy of history of the world known to him: India, China, Japan, emphasizing his own country under the influence of the tremendous crisis of his times"). — 231—52 E. H. Johnston, The Buddha's Mission and last Journey: Buddhacarita, XV to XXVIII (Fortsetzung zu S. 85—111. Übersetzung von Kapitel XXIII—XXV). R. Paret.

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures 9 1936:

2 (April) Dieser Band beschäftigt sich ausschließlich mit Fragen der Ernährung der Afrikaner. 145—9 J. B. Orr, Problems of African Native Diet (Foreword; A Note on the General Situation). — 150—65

E. B. Worthington, On the Food and Nutrition of African Natives (Feststellungen aus verschiedenen Gebieten Afrikas). — 166—96 A. I. Richards and E. M. Widdowson, A Dietary Study in North-Eastern Rhodesia (bezieht sich auf den Stamm der Bemba; mit 2 Bildtafeln). — 197—217 G. Trolli, L'alimentation chez les travailleurs indigènes dans les exploitations commerciales, agricoles, industrielles et minières au Congo. — 218—26 A. J. Orenstein, The Dietetics of Natives Employed on the Witwatersrand Gold Mines (etwa 40 Minen mit rund 300000 Eingeborenen in Transvaal; mit Supplementary Note von A. W. Hoernlé). — 227—36 J. L. F. Cazanove, La question du lait dans les colonies africaines (bezieht sich auf die französischen und belgischen Kolonien). — 237—76 M. and S. L. Fortes, Food in the Domestic Economy of the Tallensi (das Tale Land liegt nördlich des Weißen Volta im Gold-Küsten Hinterland; mit 2 Bildtafeln). — 277—90 E. Hellmann, Urban Native Food in Johannesburg.

3 (July) 306—16 L. P. Mair, Chieftainship in Modern Africa (mit Bezugnahme auf die Baganda, Ostafrika). — 317—31 G. Wagner, The Study of Culture Contact and the Determination of Policy (mit Bezug auf die Bantu-Stämme von Nord-Kavirondo). — 332—49 J. Lukas, The Linguistic Situation in the Lake Chad Area in Central Africa (stellt folgende 5 Gruppen auf: Kanuri, Maba, Chado-Hamitic, Bagirmi und Mandara). — 350—8 R. M. East, A First Essay in Imaginative African Literature (Anfänge einer modernen Hausa-Literatur in Nord-Nigeria). — 359—78 J. Bertho, La science du destin au Dahomey. — 379—402 G. A. Oldfield, The Native Railway Worker in Nigeria. — 403—6 M. D. W. Jeffreys, Additional Steps in the Umuṇḍri Coronation Ceremony (zu Africa Bd. 8 Nr. 3). — Notes and News (The Blending of Cultures. — L. P. Mair, Migrant Labour in Southern Africa. — E. L. Rapp, Orthography of Dagomba. — I. C. Ward, Problems of Orthography in the Congo Belge).

4 (October) 433—52 E. Zyhlarz, Das geschichtliche Fundament der hamitischen Sprachen (Beziehungen zwischen Alt-Ägyptisch und Berberisch einerseits und Osthemitisch andererseits). — 453—84 M. Read, Tradition and Prestige among the Ngoni (ehemalige Zulu-Stämme, besonders im Nyasaland). — 485—94 R. Schober, Native Co-operation in Togoland. — 495—507 J. Maes, Mythes et légendes sur l'allumefeu des populations du Congo Belge. — 508—23 M. M. Green, The Present Linguistic Situation in Ibo Country (mit 1 Kartenskizze; starke dialektische Zerrissenheit, uneinheitliche Schreibung). — 524—35 R. E. Ellison, Marriage and Child-Birth among the Kanuri. — Notes and News (African Missions and the Institute. — L. P. Mair, Human Geography in Tanganyika. — B. D. Gibson, The Education of African Communities. — N. de Cleene, La protection des arts et métiers indigènes au Congo Belge. — M. Ch. Boury, Vernacular Periodicals. Douala et Ndougoué, Cameroun). — *H. Baumann, Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythos der afrikanischen Völker (K. Th. Preuß).

10 1937:

1 (January) 1—15 N. de Cleene, La famille dans l'organisation sociale du Mayombe (Bantu vom Mündungsgebiet des Kongo). — 16—36 G. Wilson, Introduction to Nyakyusa Law (definiert als "the system of rules which is implicit in those judgements of the legal authorities which are continually accepted and carried into execution"; Bantuvolk im

Süden des Tanganyika Territoriums). — 37—54 S. J. K. Baker, The Distribution of Native Population over East Africa (mit 3 Karten; umfaßt Kenya, Uganda und das Gebiet des ehemaligen Deutsch-Ost-Afrika). — 55—74 H. Beemer, The Development of the Military Organization in Swaziland (mit 2 Bildtafeln und 1 Skizze). — 75—96 H. S. Mekeel, Social Administration of the Kru, a Preliminary Survey (nach Angaben eines Eingeborenen aus Grand Cess in Liberia). — 97—105 R. M. East, Modern Tendencies in the Languages of Northern Nigeria (Eindringen europäischer, vor allem englischer Fremdwörter in die Sprachen Nord-Nigerias mit besonderer Berücksichtigung des Hausa und das Problem ihrer Wiedergabe in der Schrift). — *M. Hunter, Reaction to Conquest. Effects of Contact with Europeans on the Pondo of South Africa (A. W. Hoernlé).

2 (April) 137—58 R. J. Moore, Industry and Trade on the Shores of Lake Mweru (Salzgewinnung, Fischfang und Matten- und Korbflechterei). — 159—75 H. Ph. Junod, Coutumes diverses des Vandau de l'Afrique orientale portugaise (Verf. berichtet auf Grund von Feststellungen auf einer Reise 1933 über eine ältere Art mütterrechtlicher Ehe bei den Ndau, ferner über ihre Methoden der Divination und ihre Jagdsitten). — 176—205 Hilda Beemer, The Development of the Military Organization in Swaziland (Schluß des Aufsatzes der vorhergehenden Nr.). — 206—20 S. Leith-Ross, Notes on the Osu System among the Ibo of Owerri Province, Nigeria (eine verachtete Kaste von "slaves of the juju", einer Gottheit Geweihten). — 221—26 O. F. Raum, Language Perversions in East Africa (Sprachverderbungen und Sprachscherze in soziologischer Bedeutung bei 4 ostafrikanischen Bantu-Völkern). — Notes and News (L. P. Mair, Theories of Native Education. — A Conference of South African Bantu Authors. — N. de Cleene, L'art congolais au service du culte). — *R. Thurnwald, Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur, im Lichte der Völkerforschung (D. Westermann). — Beilage: Ida C. Ward, Practical Suggestions for the Learning of an African Language in the Field (39 S.).

A. Klingenheben.

Aegyptus 16 1936:

1—2 3—83 O. Montevicchi, Ricerche di sociologia nei documenti dell'Egitto grecoromano II (Ehe- und Scheidungsurkunden — vgl. Aegyptus 15, 1935, 67). — 84—90 W. v. Bissing, Über eine Frauenstatuette des A.R. im Museum zu Florenz (Frühe Pyramidenzeit oder V.—VI. Dynastie?). — 91—147 M. Cobianchi, Ricerche di ornitologia nei papiri dell'Egitto greco-romano. — 148—65 L. Zancan, Il diritto di sepolcro nel Gnomon (Über den Verkauf von Gräbern). — 176—78 A. Calderini, Nachruf für G. Vitelli.

3—4 225—56 Heinrich Zeitz, Der Aesoproman und seine Geschichte. Eine Untersuchung im Anschluß an die neugefundenen Papyri. (Insbesondere die literargeschichtliche Trennung von Volksbuch und Kunstroman betreffend.) — 257—88 Herbert Liebesny, Ein Erlaß des Königs Ptolemaios II. Philadelphos über die Deklaration von Vieh und Sklaven in Syrien und Phönikien [P. E. R. Inv.Nr. 24552g.]. (Wichtig für die Verwaltungsgeschichte Syriens unter den Ptolemäern im 3. Jh. v. Chr. Vielleicht Bruchstück einer umfassenden Steuergesetzgebung. Zeigt die Übertragung ägyptischer Magistraturen nach Syrien.) — 289—91 Ergänzungen zum Vorstehenden (auf Veranlassung von M. Rostowtzeff). — 292—5 H. Kortenbeutel, Zum Sondergericht der Aposkeuai.

(Militärische Gerichtsbarkeit über Soldatenfrauen durch den *probaschos* im ptol. Ägypten.) — 296—305 Evaristo Breccia, Dove e come si trovano i papiri in Egitto [con riferimento agli Scavi della Società Italiana] (Feinsinnige Einführung in die Geschichte der Papyrusfunde). A. Ehrhardt.

Al-Machriq 33 1935:

1 1—30, 428—44, 557—73 H. Lammens, Der *ta'ar* bei den Arabern, sein religiöser Charakter (die Blutrache als Ersatz für Religion bei den religiös so gleichgültigen Beduinen, die Rolle der Frauen beim Aufhetzen zur Rache, Nachwirken dieser Erscheinungen im Islam, Maßnahmen zur Verminderung des Blutvergießens, die Rächer 'Otmāns). — 31—44 Sa'id 'Aql, Über die Poesie. Betrachtungen und Beispiele (das Wesen der Dichter und der Dichtung, Proben aus eigenen Gedichten). — 45—67 Gibrā'il Gabbūr, Die Feste im Hīgāz unter den Omayyaden (Vorabdruck aus einem Buch über die Zeit des 'Omar ibn Abi Rabi'a in ihren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen; lebhaftes Schilderung der Vergnügungen bei der Wallfahrt und des ungezwungenen Verkehrs zwischen den Geschlechtern in Medina, Tā'if und Mekka). — 68—92, 273—88, 394—427 Eduard Hunain, Saūqī auf der Bühne (die Stellung des Dichters zur Geschichte in seinen Stücken Kleopatra, Magnūn Lailā, Kambysses, 'Alī Bey der Große, 'Antara und Die Fürstin von Andalusien; seine Kunstmittel; seine Gestalten sind im Grunde alle moderne Araber, seine Metren ganz frei). — 93—116 Ignatius Tannūs, Der Prince de Joinville im nördlichen Libanon (die Reise des 3. Sohnes Louis Philipps, im Jahre 1836, zum ersten Mal herausgegeben). — 119—23 *Pretzl, Die Wissenschaft der Koranlesung (F. T.). — 123—5 *Rossi, La riforma linguistica in Turchia (F. T.). — 126—8 F. T., Die Indizes zu Qalqasāndis *Ṣubḥ al-a'sā* (der Plan des M. 'Abdalḡawād al-Aṣma'i von der Bibliothek in Cairo ist zu umfangreich, dafür ein praktischer Vorschlag, beschränkend).

2 161—223, 586—608 Charles Ledit, *Al-a'lāq al-ḥaṭira* von 'Izzaddin ibn Ṣaddād (lebte 1217—85, die wertvollste Handschrift ist die im Vatikan; Edition eines Abschnitts über Antiochia und Nordsyrien; trotz mancher Schwächen hat er wertvolle Einzelheiten, besonders wo er Augenzeuge ist). — 224—61 Sa'id 'Aql, Die Tochter Yeffa's (Trauerspiel in 2 Aufzügen in Versen, preisgekrönt 1935 von der *ḡāmi'a adabiya*). — 262—72, 361—7, 547—56 J. Schacht, Drei Vorlesungen über die Geschichte des islamischen Rechts (Reste beduinischen Gewohnheitsrechts, babylonischen Rechts, grundsätzlicher Unterschied vom römischen Recht, Hadithe als Quellen der ältesten Rechtsgeschichte; Entstehung und Wesen der Rechtsschulen, Edition der großen hanefitischen Werke in Zusammenarbeit mit dem Orient ist zu wünschen; die Bücher über *ihṭilāf al-fuqahā* und *hiyal*, das Aufkommen einer weltlichen Gerichtsbarkeit neben der geistlichen). — 289—97 F. E. al-Bustāni, Die Wirkung Mutanabbis (Rede bei der 1000-Jahrfeier am 2. 6. 35 in der amerikanischen Universität in Beirut). — 303—7 *Walker, Folk medicine in modern Egypt (Muṣṭafā Abū 'Izzaddin). — 307—9 *Wilentchik, Le problème de l'orthographe dans les pays de langue arabe (H. Lammens). 3 321—60 Quṣṭanṭīn al-Bāṣa, Eine Liste über die Verteilung der Grundsteuer im Libanon unter dem Emir Baṣīr II. (aus dem Jahre 1832, dem Anfang der Zeit Ibrahim Paschas im Libanon; Edition mit Anmerkungen, die entsprechenden türkischen Steuern). — 368—80 Buṭrus al-Bustāni, Die *Muwaṣṣaṣṣat* in Spanien (waren nicht rein arabisch sondern mozara-

bisch mit christlichem Einschlag mit Musik, beliebt wie heute Schlager). — 381—93 Sa'id 'Aql, Die Dichtung des Libanon in französischer Sprache (über 4 zeitgenössische Dichter Corm, Chiha, Tyane und Klat, die von den Arabern ganz unabhängig sind). — 445—8 Ferd. Tautel, Ignatius Guidi 1844—1935. Nachruf. — 454f. *Ibn al-'Arif, *Mahāsin al-mağālīs* ed. Asn Palacios (F. E. al-Bustānī). — 456f. *H. Massé, Firdousi (ders.). — 465f. **Dā'irāt al-ma'ārif al-islāmīya* I 10 und II 1—2 (ders.). — 466f. *Sūli, *Kitāb al-aurāq* (ders.). — 468f. *M. Hāfiz Ibrāhīm, *Diwān Hāfiz* (ders.). — 469—71 **Kalimat sawd'*, Korrespondenz zwischen Muslimen und Alfred Nielsen (F. Tautel). — 471f. *G. F. 'Iwad und R. Ġirġis, Arabische Schlangennamen (ders.). — 476f. **Kuāb al-āğānī* VI und VII (ders.).

4 481—522 Miḥā'il ar-Raġgī, Die maronitische Liturgie (sie hat mit der der Lateiner und Jakobiten viele gemeinsame Züge, besonders im 17. und 18. Jh. waren die Einflüsse von Rom stark; es ist aber doch eine eigene Liturgie, wie die ausführliche Behandlung zeigt). — 523—7 Sa'id 'Aql, Faḥraddin II. 1635—1935 (Gedicht, mit Abbildung, anlässlich des 300-Jahrestages seiner Hinrichtung in Stambul). — 528—46 F. Tautel, Ein Besuch der Burg al-Marqab (Margat, Merghatum, Ruinen aus dem 12. und 13. Jh., Abriß der Geschichte, Abbildungen). — 574—85 A. Bogolioubsky und G. Leveng, Die letzte Phase der religiösen russischen Politik im Vorderen Orient 1895—1914 (das Wirken der russischen Palästina-Gesellschaft im Kampf gegen den griechischen Kleerus, besonders durch die vielen russischen Schulen, nach Konsulatsberichten u. a.). — 609—12 **Mağalat mağma' al-luġa al-'arabiya al-malakī* (F. Tautel). — 612—14 N. S. ad-Dahdāh, Zu Mach. 33. 1935. 321 ff. — 621f. *Gabrieli, Il califfato di Hishām (H. Lammsens). — 623f. *Grousset, Histoire des Croisades II. (G. L.). W. Björkman.

Annali del R. Istituto Superiore Orientale di Napoli VIII 1936:

2 1 Vincenzo Orazio Crispo (Bild und Vorwort). — 3—4 Fra un anno e l'altro. — 5—14 B. Guyon, La spiritualità mediterranea dei toponimi Stresa e Sabotino. — 15—38 R. D'Alfonso, L'altro è Orazio satiro che viene (Über Horaz als Satiriker im Anschluß an Dante, Div. Com., Inferno IV, 89). — 39—41 L. Agresti, Politica e Diritto nella Società delle Nazioni. — 43—53 L. Bonelli, Ancora del volgare persiano di Kabul [Appunti lessicali] (Enthält den Schluß, Buchstaben S—Z, des in Voll. I—IV veröffentlichten Vokabulars). — 55—66 Yoshie Kawamura, Storia e Politica. Russia e particolarmente bolscevismo. L'attuale situazione dei dirigenti del Comintern. Traduzione. — 67—73 G. Leonetti, I movimenti rivoluzionari nell' America Latina. — 75—82 G. Fochi, La colonizzazione sovietica dell' Asia Centrale. — 83—102 Varie. I. Rassegna della Stampa Orientale. II. Italia e Etiopia. III. Ta voix, ô Italie! — 103—4 Atti e Fatti del R. Istituto Superiore Orientale. G. Richter.

Zeitschrift für Eingeborenen-Sprachen 26 1935/6:

1 1 C. Meinhof, Nachruf Alice Werner †. — 2—35 J. Ittmann, Kenya, die Sprache der Nyang (gesprochen am oberen Kreuzfluß, im westlichen Grenzgebiet von Kamerun; Lautlehre, von 19—22 auch vergleichende Beobachtungen, Substantiv). —

35—57 J. Lukas, Aus der Literatur des Bádawi-Kanúri in Borno (Sprichwörter, Tiermärchen und Erzählungen; vgl. ZfE 25 1934, 1, 3—29). — 57—74 F. Krüger, Märchen der Loveju (den Sotho nahestehend, Nordtransvaal; vgl. W. Eiselen, ZfE 19 1928/9).

2 81—97 E. Dammann, Digo-Märchen (Hinterland von Tanga, Ostafrika). — 97—133 J. Ittmann, Kenya, die Sprache der Nyang (Forts. aus 1; Rest der Wortlehre mit Ausnahme von Verb und Wortbildung). — 133—50 J. Lukas, Aus der Literatur des Bádawi-Kanúri in Borno (Forts. aus 1). — 150—8 O. v. Essen, Stimmhafte Implosive im Vai (Gesprochen in Liberia; Ergebnisse kymographischer Untersuchungen mit Wiedergaben von Kurven).

3 161—74 C. Meinhof, Korana-Erzählungen (vgl. C. Meinhof, Der Koranadialekt des Hottentottischen, 1930, 12. Beiheft der ZfE). — 174—202 J. Ittmann, Kenya, die Sprache der Nyang (Forts. aus 2; Verb, Wortbildung). — 202—31 E. Dammann, Digo-Märchen (Forts. aus 2).

4 241—71 B. I. C. van Eeden, The Phonology of Soli (Nordwest-Rhodesien, östl. von Lusaka; enthält Einleitung über Sprachverhältnisse in Nordrhodesien). — 272—300 J. Ittmann, Kenya, die Sprache der Nyang (Forts. aus 3; Satzlehre, Texte, Inhaltsverzeichnis). — 301—17 G. Kuhn, Tschuana-Texte (Lieder, Rätsel und Märchen).

27 1936/7:

1 1—34 E. Meyer, Etymologische Lautlehre des Nyanja (Nyasaland). — 34—60 Chr. Schacht, Ethnographische Texte in der Sprache von Tahiti. — 61—75 J. Busse, Kaguru-Texte (nördl. von Kilossa, Ostafrika). H. J. Melzian.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 55 Rom. Abt. 1935:

183—225 Ernst Schönbauer, Vom Bodenrecht zum Bergrecht (zum athenischen Bergrecht auf Grund Adolf Wilhelms Interpretation der Inschrift IG. II 203). — 275—7 Jiri Cvetler, Daneion und Chresis. — 278—88 R. Taubenschlag, Schutz der Rechtsverhältnisse an Liegenschaften im gräko-ägyptischen Recht. — 288—91 Ludw. Schnorr v. Carolsfeld, *Ἐλάττωμα* (= Übelwollen). — 345—52 Jacques Pirenne, Histoire des institutions et du droit privé de l'ancienne Egypte (Seidl). — 354—9 *Ferd. Sommer, Ahijavā-Urkunden (Koschaker). — 359—61 *Albr. Alt, Ursprünge des israelitischen Rechts (Weiser). — 361—3 *Ludw. Wahrmund, Institut der Ehe im Altertum (Eißer). — 363—5 *W. Erdmann, Die Ehe im alten Griechenland (Kreller). — 365—8 *Helmuth Berve, Griechische Geschichte. Zweite Hälfte (Kolbe). — 368—72 *Papyri und Altertumswissenschaften. Vorträge des 3. internationalen Papyrologentages (Eger). — 372—6 *W. Hellebrand, Das Prozeßzeugnis im Rechte der gräko-ägyptischen Papyri. Erster Teil (Kaser). — 449—51 *G. M. Monti, Le corporazioni nell'evo antico e nell' Alto Medio Evo (Schnorr v. Carolsfeld). — 452—3 *George Hill, Treasure-trove, the law and practice of antiquity (Eißer). — 453—7 *E. Bassanelli, La Colonia Perpetua (H. Erman). — 457—9 *Dante Callegari, Lipoteca Mineraria (Niedermeyer). — 459—64 *Adolf Grohmann, Arabische Papyri aus den staatl. Museen zu Berlin, Bd. I, Teil I. — Ders., Arabic Papyri in the Egyptian Library, vol. I (San Nicolò). H. Krawinkel.